Erinnerungen

aus

Italien.

Herausgegeben

von

J. v. Kirchmann,
Königl. preuß. Appellations-Gerichts-Präsident.

Inhalt.

Berlin.
Verlag von Julius Springer.
1865.

Aufgeschnittene und gelesene Exemplare werden nicht zurückgenommen.

Erinnerungen

aus

Italien.

Herausgegeben

von

J. v. Kirchmann,
Königl. preuß. Appellations-Gerichts-Präsident.

Berlin.

Verlag von Julius Springer.

1865.

Inhalt.

Eine Privat-Audienz bei dem Papste.

Bei meinem Aufenthalt in Rom, im Juni d. J., wurde mir von einem einflußreichen Geistlichen die Aussicht auf eine Audienz bei dem heiligen Vater eröffnet.

„Entfernen Sie sich nicht aus der Stadt," fügte er hinzu, „es könnte die Bestimmung sehr bald getroffen werden, da der jetzige Zeitpunkt vor dem Peter-Paul's Fest (den 29. Juni) der günstigste ist."

Ich war einige Tage darauf ziemlich spät am Morgen erwacht, und als ich nach dem Kellner klingelte, kam nicht blos dieser, sondern auch der Oberkellner und der Eigenthümer des Hotels in mein Zimmer gestürzt, mit der Nachricht, daß ein päpstlicher Dragoner so eben das anliegende Schreiben überbracht habe.

Es war die Benachrichtigung des Geheimen Kämmerers, daß Se. Heiligkeit mir die Audienz zu heute halb 1 Uhr bewilligt habe; ich wurde ersucht, in Uniform, oder in deren Ermangelung in schwarzem Frack, weißer Hals-

binde und Schuhen zu erscheinen. Es war gut, daß ich noch einige Stunden Zeit hatte, um die Erfordernisse des Anzugs zu ergänzen, der bei einer flüchtigen Reise durch Italien nicht ganz auf solchen Fall eingerichtet war.

Zur bestimmten Stunde fuhr ich nach dem Vatikan. Die Residenz des Papstes befindet sich in dem zweiten Stock des linken Flügels, der dem Platz vor St. Peter am nächsten liegt und eine prachtvolle Aussicht über ganz Rom gewährt. Man hat indeß nicht blos 90 Marmor-Stufen zu steigen, um in den Vorhof zu gelangen, sondern mindestens die gleiche Zahl, um den zweiten Stock zu erreichen, da die Zimmer der einzelnen Stockwerke das Doppelte der gewöhnlichen Höhe haben. Die Wache am Eingange wird durch die Schweizer gehalten, mit Hellebarden und Helm in der alten Schweizertracht, Schuhe, Strümpfe, kurze weite Hosen und Wams mit aufgeschlitzten Aermeln, Alles aus gelben, rothen und schwarzen Tuchstreifen zusammengesetzt. So martialisch die Tracht aussieht, so wird man doch sehr höflich von deren Trägern zurechtgewiesen. In dem Vorzimmer war der Zweck meines Kommens schon bekannt, und ich wurde von dem anwesenden Lakaien durch eine Reihe Zimmer in einen Saal geführt, wo ein Kammerherr mich, nach Nennung meines Namens, höflich um Entschuldigung bat, daß ich nicht sofort bei Sr. Heiligkeit eintreten könne, weil der Cardinal Antonelli noch in Staatsgeschäften bei demselben sich befinde. Ich wurde ersucht, einstweilen Platz zu nehmen.

Dieser Aufschub war mir willkommen, da er die Gelegenheit gab, mich einigermaßen in der neuen, ungewohnten Umgebung zu orientiren. Der Saal, in dem ich mich befand, hatte gegenüber den Fenstern einen Thronsessel, auf welchem der Papst bei feierlichen Gelegenheiten Audienz zu

ertheilen und die fremden Gesandten zu empfangen pflegt. Der Saal, so wie die früheren Zimmer, war an Decke und Wänden mit Fresko-Gemälden aus der Raphael'schen Schule bedeckt. Der Fußboden bestand aus fein gearbeitetem Mosaik; zwei alte venetianische Spiegel mit Goldrahmen hingen an den Wänden über Tischen von Ebenholz mit Mosaikplatten. Im Uebrigen fehlte aller weitere Hausrath, bis auf einige Sessel von braunem, eingelegtem Holz, welche umgekehrten Kisten glichen, ohne Polster, an deren einer Seite nur eine Holzwand die Lehne bildete. Das Ganze machte im Verein mit der bedeutenden Höhe der Zimmer einen eigenthümlichen grandiosen Eindruck, den die kaiserlichen und königlichen Schlösser anderer Länder, trotz ihrer Ueberladung mit Sammt, Seide, Gold und seltenen Steinen, zu erreichen nicht vermögen.

Noch ungewöhnlicher waren die Personen, welche diese Räume erfüllten. Die Lakaien der Vorzimmer waren ganz in purpurrothen schwerseidnen Damast gekleidet; Strümpfe Hosen, Jacke mit aufgeschlitzten, lang herabhängenden Aermeln, alles von demselben rothen Seidenzeuge. In dem Saale wo ich wartete, versah den Wachtdienst die päpstliche Nobelgarde, welche aus dem vornehmsten Adel Roms gebildet wird, und in der schon der Gemeine Hauptmannsrang hat. Ihre Uniform war sehr kleidsam. Ein rother, reich mit Gold gestickter Frack mit blauem Kragen und goldnen Epauletts, weißlederne Hosen und hohe Stulpstiefeln; auf dem Kopf ein goldner Helm mit weißem Federstutz, standen sie in jeder Thür zu zwei mit gezogenem Säbel, und wurden jede Stunde in militärischer Weise abgelöst. Die Tracht der Kammerherren, deren mehrere in dem Saale sich aufhielten, war genau die schwarze altspanische Tracht, mit stahlblauem Degen, goldner Kette

und steifer Halskrause; ich glaubte, Don Carlos und Marquis Posa aus dem Theater zu sehen. Den eigentlichen Dienst bei dem Papste schienen Geistliche in lilaseidnen Gewändern zu verrichten, welche in verschiedenen Richtungen die Zimmer durchschritten.

Einer der Kammerherren, der Principe R., suchte mir durch Unterhaltung die Zeit zu verkürzen. Er war so artig, die Unterhaltung auf Preußen zu leiten, obgleich, wie ich bald bemerkte, ihm von ganz Preußen eigentlich nichts bekannt war, als der Name „Berolino.“

Er war nicht wenig verwundert, als ich bemerkte, daß Berlin größer als Rom sei. Er war nie nach Deutschland gekommen, sondern seine geographischen Kenntnisse beschränkten sich auf Paris, das er einmal besucht hatte. Er beklagte sich über die Einförmigkeit Frankreichs, indem es ganz in Paris aufgehe, während in Italien jeder Landstrich seine Eigenthümlichkeit und seine Hauptstadt bewahre. Unser Gespräch wurde durch ein Klingeln unterbrochen; Alles erhob sich und bald darauf durchschritt der Cardinal Antonelli in seinem scharlachrothen Ornate den Saal.

Nach einem abermaligen Klingeln führte mich einer der Geistlichen, nachdem ich die Handschuh, als etikettewidrig, hatte ablegen müssen, durch ein Nebenzimmer in das Kabinet Sr. Heiligkeit, wo der Papst in seinem weißseidenen Ornate auf einem Lehnstuhle saß, und schloß hinter mir die Thüre. Die Etikette erfordert, wie mein Gönner mir früher mitgetheilt hatte, daß man dreimal das Kniee beugt; einmal bei dem Eintritt, dann in Mitte des Zimmers und endlich bei Sr. Heiligkeit selbst, wo man sich auf beiden Knieen niederläßt, um ihm den Fuß zu küssen. Ich hatte indessen kaum an der Thüre das Kniee gesenkt, als der heilige Vater in überaus freund-

licher Weise eine abwehrende Handbewegung machte und mich zu sich einlud. Als ich, dem folgend, mich ihm näherte, verhinderte er auch da jede weitere Ceremonie, reichte mir nun seine feine weiße Hand zu dem Kuß und wies auf den ihm gegenüberstehenden Sessel um Platz zu nehmen.

So saß ich nun, ein einfacher Reisender aus fernen Landen, nur durch einen schmalen Schreibtisch getrennt, dem Haupte der katholischen Christenheit gegenüber, — dem Repräsentanten der Macht, die Jahrhunderte hindurch die Geschicke der Erde geleitet hatte, vor der Kaiser und Könige im Staube sich gebeugt hatten.

Niemand war weiter im Zimmer. Der Papst redete mich französisch an; ich antwortete indeß italienisch und bat Se. Heiligkeit, sich dieser Sprache zu bedienen, indem ich dies für meine Schuldigkeit halte, und dabei hoffe, daß er es entschuldigen werde, wenn bei meiner beschränkten Kenntniß der Sprache der Ausdruck nicht immer den Gefühlen entspräche, welche ich für Se. Heiligkeit hege. — Der Papst erwiderte darauf mit der Artigkeit eines feinen Weltmannes, daß er mich vollkommen verstehe und sich freue, von mir, dem Ausländer, diese Sprache zu hören.

Nachdem Se. Heiligkeit sich zunächst nach meiner persönlichen Stellung in Preußen erkundigt hatte, kam das Gespräch auf die Bevölkerung Oberschlesiens. Ich erwähnte, daß sie zum größten Theile zu dem katholischen Glauben gehöre und daß in derselben gegenwärtig eine große Sorge über das Befinden Sr. Heiligkeit bestehe. Die deutschen Zeitungen brächten darüber die widersprechendsten Nachrichten, und ich wäre gewiß, daß es der ganzen Bevölkerung zur großen Freude gereichen werde, wenn ich

bei meiner Rückkunft versichern könnte, daß ich Se. Heiligkeit in gutem Wohlsein getroffen und mit eignen Augen mich davon überzeugt hätte.

„Sagen Sie ihnen", erwiderte Se. Heiligkeit, „daß ich mich bis auf mein Fußleiden wohl befinde und hoffe, auch bei dem bevorstehenden Feste meine Pflichten in gewohnter Weise erfüllen zu können. Die Bevölkerung Oberschlesiens ist mir wohlbekannt; sie besteht aus guten, braven Leuten (buona gente), und ich weiß, daß sie in Frömmigkeit dem heiligen Stuhle zugethan sind. Was mein Fußleiden anbelangt, so bin ich auch nur dann davon belästiget, wenn das Wetter so schlecht wird, wie wir es bis jetzt gehabt haben." —

Ich bin allerdings erstaunt, erwiderte ich, in Rom eine Temperatur und eine Unbeständigkeit des Wetters zu finden, die man bei uns nur jenseits der Alpen für möglich hält. Ich habe den Auftrag, an Sr. Heiligkeit Geheimen Kämmerer, den Fürsten von H. Durchlaucht, einen Brief abzugeben, der jetzt in Tivoli wohnt, und auch darin bin ich durch die Unbeständigkeit des Wetters bis jetzt gehindert worden.

„Sie können sich diesen Weg ersparen", erwiderte der Papst, „da der Fürst morgen nach Rom kommt. Er lebt den Sommer in Tivoli, da, wie sie wissen, man die Luft in Rom den Sommer für ungesund hält." —

Se. Heiligkeit bemerkte im Fortgang des Gesprächs, daß der Fürst bald die Cardinalswürde erhalten werde, und zeigte weiter über die Verhältnisse der betreffenden fürstlichen Familie eine so genaue Kenntniß, daß ich ihm darin zu folgen kaum im Stande war. Bei der herablassenden Güte Sr. Heiligkeit, und da Feder und Papier vor ihm lagen, wagte ich später die Frage, ob es

ihm nicht gefallen möge, mir einige Schriftzüge von seiner Hand zukommen zu lassen, welche sicherlich bei meiner Rückkehr von den Gläubigen als ein Zeichen der von Sr. Heiligkeit ihnen zugewendeten Huld würden betrachtet und hochgeschätzt werden. Der heil. Vater nahm diese, eigentlich gegen die Etikette verstoßende Bitte doch gnädig auf und verwies mich an die Geheime Canzlei, wo auf mein schriftliches Gesuch demselben stattgegeben werden solle.

Als ich mich erhob, um die Huld Sr. Heiligkeit nicht noch länger auszubeuten, hielt mich der Papst noch zurück und frug mit großer Liebenswürdigkeit, ob ich verheirathet sei und auch Familie habe. Ich antwortete bejahend; eine Frau und zwei Töchter, von denen die älteste bereits verheirathet ist. — „Nun", sagte Se. Heiligkeit, indem er mir die Hand zum Kusse reichte, „so gebe ich Ihnen und Ihrer ganzen Familie meinen Segen."

Ich verneigte mich ehrerbietigst, und die Audienz war beendet. Von dem Kammerherrn bis in das Vorzimmer geleitet, fand ich im Schloßhofe meinen Wagen und fuhr nach dem Hotel, wo seitdem Wirth und Kellner mich mit ganz besonderer Aufmerksamkeit behandelten.

Indem ich hier den Inhalt der Unterhaltung so detaillirt wiedergegeben habe, als es die Discretion gestattet, wird es den Lesern vielleicht von Interesse sein, wenn ich hinzufüge, daß die Versicherungen des heiligen Vaters über seinen Gesundheitszustand sich später auch dadurch bestätigten, daß ich ihn sowohl bei der Vesper am 28. Juni, als bei der Messe am Peter-Paul-Feste, den 29. Juni, in Ausübung seiner Functionen gesehen; seine sonore Stimme durchdrang im Gesang selbst die weiten Räume von St. Peter. Pius IX. ist von hoher Gestalt; trotz seines Alters

von 72 Jahren ist seine Haltung noch gerade, und seine Bewegungen sind elastisch und graziös. Statur und Gesicht sind eher stark als mager; die Züge haben dadurch einen Anstrich von Weichheit, der an Erschöpfung grenzt. Noch heute zeigen sie, daß Pius IX. zu den schönsten Männern seiner Zeit gehört hat.

Seine Lebensschicksale sind, auch ohne daß man Physionomiker ist, aus seinen Zügen deutlich zu lesen. Sie zeigen jene Begeisterung für Ideen, für das Wohl der Menschheit, jene unerschöpfliche Herzensgüte, aber auch jene zarte Empfindsamkeit, welche durch den unvermeidlichen anfänglichen Mißbrauch bewilligter Freiheiten, durch die factiöse Ausbeutung eingeführter Reformen erschreckt, der Beharrlichkeit entbehrte, die dennoch der begonnenen That vertraut und sich durch Widerwärtigkeiten nicht irren läßt. Aus seinem hehren Antlitz kann man verstehen, wie Pius IX. 1847 ganz Italien zur höchsten Begeisterung erheben und wie er zwei Jahre später das weltliche Regiment verzweifelnd in die Hände des Cardinal Antonelli übergehen lassen konnte.

Als weltlicher Fürst betrachtet, gehört Pius IX. zu den Männern, welche zu beklagen sind, daß die Vorsehung sie auf den Thron gesetzt hat; als Privatmann würde er zu den glänzendsten Zierden der Gesellschaft gehört haben. Jedes seiner Worte, jede seiner Bewegungen zeigt seine Bildung und seine Herzensgüte. Es wird in Deutschland nicht den kleinsten fürstlichen Hof geben, wo nicht mehr Etikette herrschte, als im Vatikan bei dem Haupte der katholischen Christenheit. Bei der Ungezwungenheit der Unterhaltung, bei der herzgewinnenden, natürlichen und doch feinen Weise des Benehmens Sr. Heiligkeit hat man Mühe, die Heiligkeit des Ortes und die hohe Würde des

Sprechenden sich gegenwärtig zu halten und den Gefühlen der Verehrung und des Dankes die nothwendige Mäßigung aufzuerlegen.

Ich hatte später die Freude zu erfahren, daß der heil. Vater sich über meine Person in wohlwollenden Ausdrücken geäußert, und das später empfangene Autographon war mir ein neuer Beweis von der herablassenden Güte Sr. Heiligkeit.

Vier Tage in Capri.

Wenn man den Gipfel der Alpen überschritten hat, meint man schon in dem Lande zu sein: „Wo die Citronen blühn, im dunklen Laub die Gold-Orangen glühn."

Aber weder in der Lombardei, noch in Toscana, weder um Rom, noch bis in die Nähe Neapels wollen sich dem Reisenden die Citronen- und Orangenhaine zeigen, von denen seine Phantasie erfüllt ist.

Erst hinter Neapel beginnt die wahre südliche Vegetation, und wenn die Ebene Sorrents schon aus einem Orangen- und Citronengarten besteht, so gebührt doch Capri die Krone vor Allen; diesem Juvel in dem Golf von Neapel, auf den nie Schnee fällt, selbst wenn das Festland gegenüber auf Stunden davon bedeckt ist. Schon der Kaiser Tiberius war, wie Sueton erzählt, als er sich von Nola nach Capri begab, „entzückt von der Insel, deren Ufer nur an einer Stelle einen schmalen Zugang hat, und die sonst überall durch steile Felsen von ungeheurer Höhe und die Tiefen des Meeres von der Welt abgeschnitten ist."

Wenn Tiberius viele Jahre lang das römische Reich von dieser einsamen Insel durch drohende Rescripte an deu

Senat regierte, ohne ein einziges Mal nach Rom zurückzukehren, so hatte mir dies bisher immer nur als ein Beweis von der politischen Versunkenheit des Roms jener Zeit gegolten, das schon in der zweiten Generation des Kaiserthums mit solcher Feigheit das Sclavenjoch ertrug; aber erst mein Aufenthalt auf dieser zauberischen Insel machte es mir erklärlich, wie schon Kaiser August sich dort eine Villa erbauen konnte, und wie Tiberius, trotz zweimaliger Versuche, die Insel zu verlassen, dennoch nicht weiter, als bis in die Nähe von Rom gelangte und dann, wie Sueton erzählt, ohne die Mauern der Stadt zu betreten, nach Capri zurückkehrte. Sueton will dies aus einem Ostentum erklären; ich meine, es bedürfe dessen nicht: die Schönheit der Insel reicht aus.

Ich hatte die Reise von Rom nach Neapel in Gesellschaft eines bekannten deutschen Malers gemacht, der, seit zehn Jahren in Rom lebend, alljährlich den Sommer für seine Studien auf dem Lande zubrachte. Er hatte sich für diesmal Capri ausgewählt, und nach kurzem Aufenthalte in Neapel fuhren wir von dort mit dem Marktschiffe nach dieser Insel. Es geht zwar auch von Zeit zu Zeit ein Dampfschiff dahin, aber unregelmäßig und langsam, und wir hätten auch ohnedem das kleine Boot vorgezogen, auf dem wir dem lang entbehrten Meere so nahe waren, daß wir den leisen Schlag jeder Welle empfanden.

Der Wind war uns bei der Abfahrt nicht günstig; wir mußten laviren, und indem die Barke die Richtung erst nach dem Vesuv hin nahm und sich dann wieder nach Cap Misenum hindrehte, hatten wir den Vortheil, die berühmte Ansicht Neapels von der See aus in ihrer ganzen Fülle beim Glanze der Morgensonne zu genießen. In der Nähe des Posilipp wandte sich der Wind, und wir konn-

ten nun in gerader Richtung Capri zusteuern, während die frische Brise die Wellen über Bord spritzen machte und uns mit der Schnelligkeit eines Dampfers der Rhede von Capri zuführte.

Am Strande erwarteten Frauen und Kinder die Schiffer; einzelne sprangen ins Merr und halfen die Barke auf den Sand ziehen. Sueton beschreibt die Rhede ganz richtig, nur wenige Fischerhäuschen haben am Strande Platz; hinter ihnen hebt sich das Ufer schnell, und nur ein Saumpfad im Zickzack führt nach der Stadt Capri, die auf einem Drittel der Inselhöhe da erbaut ist, wo die beiden Haupttheile der Insel durch eine Art breiteren Sattels mit einander verbunden sind. Mehrere Gasthöfe bieten ihre Pensionen dem Fremden an; mein Freund hatte sich indeß längst für Hotel Pagano entschieden, die weltbekannte Pension für die Maler aus Rom. Wir fanden auch das Hotel von vornehmen Kunst-Dilettanten bereits ziemlich besetzt, und es blieb uns nur ein gemeinschaftliches Zimmer, dessen Hauptausgang nach dem Dache führte, welches nach dortiger Sitte, durchaus flach, aus Estrich bestehend, mit Treppen und Mauergeländern versehen, zum wesentlichen Aufenthalte für die Gäste diente.

Ich werde nie des folgenden Morgens vergessen, als ich nach einem gesunden Schlaf die Thür öffnete und gegen sieben Uhr auf das Dach heraustrat. Das Haus, ziemlich auf der Mitte des Gebirgssattels erbaut, gewährte die Aussicht nach zwei Seiten auf das Meer, das mit seinen blauen Wellen die Küsten der Insel bespülte. Nach den beiden andern Seiten erhoben sich die Höhen und Felsen der Insel.

Ihr Name, Capri (capra, die Ziege), wird von ihrer Gestalt abgeleitet, welche einer Ziege gleichen soll. Indeß

habe ich, obgleich ich die Insel von allen Seiten, von nah und fern betrachtet, keine größere Aehnlichkeit in dieser Hinsicht an ihr entdecken können, als zwischen den Sternen am Himmel und deren Bildern am Globus besteht.

Die Insel zerfällt in zwei Theile; der eine, höhere, besteht aus einer compakten Felsenmasse, die sich senkrecht aus dem Meere bis zu einer Höhe von 2000 Fuß und mehr erhebt und oben ein ziemlich breites und ebenes Plateau bildet, auf welchem Anacapri mit seinen Wein- und Orangengärten liegt. Die zweite Hälfte setzt sich aus einer Anzahl von Bergen zusammen, die nicht ganz so hoch, wie Anacapri, in kegelförmigen Spitzen auslaufen, während sie in der Basis bis auf ein Drittel der Höhe zusammengeschoben und nur durch einen breiten Sattel mit den Felsen von Anacapri verbunden sind. Der Blick nach diesen Seiten trifft somit eine Anzahl steiler Bergesgipfel, die bis nahe an die Spitzen mit frischem Grün bekleidet sind; mehrere tragen alte Thürme, während der höchste eine vollständige Festung mit Mauern und Zinnen zeigt, welche von Kaiser Barbarossa erbaut, jetzt verlassen ist und nur noch von einem Invaliden bewacht wird. Ueber alle diese Gipfel erhebt sich auf der andern Seite das Plateau von Anacapri, das mit seinen braunen und gelben Felsenmauern den grellen Gegensatz gegen die grünen Gärten bildet, die an seinem Fuße sich nach der Rhede hinab ausbreiten. Ueber Alles spannt sich das tiefe, reine Blau des südlichen Himmels.

Aus den Gärten, welche das Hotel umgaben, erfüllten blühende Orangenbäume die Luft mit Wohlgerüchen, die bis in die Zimmer drangen; zwischen den Blüthen hingen untermischt die rothglühenden reifen Früchte in solcher Menge und Nähe, daß wir sie uns bei jedem

Mittags- und Abendessen zum Nachtisch selbst zu brechen pflegten. Ueber all' diese Bäume ragte an der Straßenseite eine zweihundert Jahre alte Dattelpalme empor, welche mit ihrem rauhen Stamme und den langgestreckten, fächerartigen Blättern, die in einer Krone dicht beisammen standen, die Orangenbäume an südlicher Vegetation zu überbieten suchte.

Das Dach des Hauses war der gemeinsame Sammelplatz der Bewohner; die Thüren mehrerer anderer Zimmer führten dahin, und des Abends, wo der Vollmond sich links aus dem Meere erhob und später die ganze Landschaft mit seinem bläulichen Lichte übergoß, saß ich noch oft um Mitternacht auf dem Geländer, während die Maler, ermüdet von den Anstrengungen des Tages, sich schon in die Schlafzimmer zurückgezogen hatten.

Die Gesellschaft in dem Hotel war aus den buntesten Elementen zusammengesetzt. Ein Graf Pourtalès aus der bekannten Familie in Neuchatel, ein Baron P. aus Brüssel; beide altbekannte Malerdilettanten, welche während des Winters zu den beliebtesten Persönlichkeiten der vornehmen Welt in Rom gehören, alsdann aus einer Gesellschaft in die andere sich stürzen, hier aber in Capri das genügsamste Leben führten und schon früh 5 Uhr mit ihrem Malergeräth zur Arbeit auszogen. Ein junger Irländer, meinem Freunde auch von Rom her bekannt, war von der Redaction des englischen Witzblatzes „Punch“ zur Lieferung von Illustrationen engagirt; neben ihm wohnte ein junger Maler aus Paris, der während seiner Arbeit uns ununterbrochen pariser Couplets vorsang.

Mein Reisegefährte wurde von diesen Herren, denen er sämmtlich von Rom aus zur Genüge bekannt war, mit großer Freude aufgenommen, und es ward ihm, als dem

Meister der Kunst, der Ehrenplatz bei Tische eingeräumt. Den Schluß machte ein junger Pole. Er hatte bei den Insurgenten unter Langiewicz gedient, bei einem Zusammentreffen mit den Russen einen Kolbenstoß gegen die Brust erhalten und war seitdem so lungenleidend, daß seine Eltern, welche in Westpreußen angesessen waren, ihn auf Anrathen der Aerzte in ein milderes Klima geschickt hatten. Der Aufenthalt in Capri bekam ihm gut und er dachte nur ungern an den Abschied, da er nach der Verordnung der Aerzte seine Kur später in Meran fortsetzen sollte. Das außerordentliche Talent seiner Nation für Sprachen bewährte sich auch an ihm; obgleich er erst wenige Monate in Italien war, so übertraf er doch uns Alle in der Fertigkeit des Italienischen.

Dies kam ihm bei einer Herzensangelegenheit gut zu statten. Ein Engländer hatte sich vor einigen Jahren in die Tochter eines Schiffers in Capri verliebt, und in der Absicht, sie zu heirathen, sie zu ihrer Ausbildung in eine Pension nach Neapel mit Bewilligung des Vaters gebracht, während er selbst nach England gereist war, um die Erlaubniß seiner Eltern zu holen. Diese mochte indeß schwerer zu erlangen sein, als er glaubte; er kam nicht wieder; der Vater des Mädchens mußte sie endlich aus Neapel wieder nach Capri nehmen, wo sie nun, mit einem Luxus von Kenntnissen unter ihren Genossinnen glänzte, welcher ihr selbst zur Last wurde, ja, ihr eine peinliche Stellung bereitete. Sie verlebte deshalb den größten Theil ihrer Zeit einsam in ihrem Zimmer, dessen Fenster von unserm Gasthof aus zu ersehen waren. Unser Pole hatte davon gehört, und seine Gewandtheit im Italienischen hatte er benutzt, sich bei dem Vater und dem verlassenen Mädchen einzuführen, dessen Schönheit durch die Treulosigkeit ihres

Geliebten noch nicht gelitten hatte. Er brachte einen großen Theil der Nachmittage, gewiß in ganz unschuldiger Unterhaltung, bei ihr zu, und jedenfalls schien mir seine eminente Sprachfertigkeit nicht blos Ursache, sondern auch Wirkung dieses Verkehrs zu sein.

Wir andern waren allerdings im Punkte des weiblichen Umgangs schlimmer daran. In unserem Hotel war weder unter den Gästen, noch unter dem einheimischen Personal bis auf den Koch und Küchenjungen herab ein weibliches Wesen zu finden. Bei Tische machte Baron P. die Honneurs; insbesondere verstand er mit Hilfe des ausgezeichneten Oeles einen vortrefflichen Salat zu bereiten, der einzige Gegenstand, wo unser Geschmack zusammentraf. Im Uebrigen, namentlich in der Musik, waren wir erklärte Gegner, und Richard Wagners Niederlage mit seinem Tannhäuser in Paris, an der er thätig Antheil genommen hatte, wurde von ihm auch in Capri noch mit Triumpf erzählt. Dies hinderte mich nicht, den jungen Polen um Stücke aus dem Lohengrin und Tannhäuser zu bitten.

Er setzte sich gewöhnlich des Abends nach dem Essen an das im Salon vorhandene Pianino und wußte dem Instrumente, trotzdem es verstimmt war, ganz erträgliche Weisen zu entlocken. Manches Wagner'sche Lied wurde unter falschem Namen eingeführt und bezauberte selbst seine Gegner, während der Duft der Nacht und das Licht des Mondes durch die offenen Thüren und Fenster in das Zimmer drang. Der junge Pole hatte am zweiten Abend unserer Anwesenheit noch nicht lange gespielt, als die Klänge der Castagnetten und der Takt der Tarantella aus der Nachbarschaft ertönte. Sie kamen aus der gegenüber liegenden Pension „Qui-si-sana“ (Hier wird man gesund), welche ein englischer Arzt auf Speculation erbaut hatte

und in der sich zur Zeit, wie wir gehört hatten, drei englische Damen aufhielten. Sie waren offenbar in gleich übler Lage wie wir; uns fehlten die Frauen, ihnen die Männer. Wir beschlossen also auf Vorschlag des Baron P. unsere Karten hinüber zu senden und um die Erlaubniß zu bitten, unsere Aufwartung machen zu dürfen.

Obgleich nahe an Mitternacht, wurde unsere Bitte gewährt, da die italienische Zeitrechnung, welche auf dieser fernen Insel noch in Gebrauch ist, und wonach es erst 4 Uhr war, die genügende Entschuldigung bot. Wir fanden sehr liebenswürdige Damen, und da die Mannichfaltigkeit der Sprachen der Unterhaltung manche Schwierigkeit bereitete, so wurde bald der allverständliche Tanz vorgezogen.

Nachdem die Damen zunächst mit Hilfe der verlassenen Capreserin ihre Kunst in der Tarantella gezeigt, wurde im Sinne ausgleichender Gerechtigkeit zum englischen Contredance, dem deutschen Galopp und der polnischen Polka übergegangen, wobei der Arzt und Wirth mit liebenswürdiger Gastlichkeit den Flügel spielte. Selbst der Pole vergaß seine schwache Brust, und mein Freund der Maler ergötzte sich an den graziösen Stellungen und Bewegungen der verlassenen Schönen, welche ihre Erziehung in Neapel jedenfalls auch zur Erlernung fremdländischer Tänze benutzt hatte. Das milde Klima gestattete, Thüren und Fenster während des Tanzes zu öffnen, und wenn die Tänzer bei der Chaine oder dem Croisé das Auge von ihren Damen wandten, traf ihr Blick das Meer, dessen Wellen, vom Mondlicht erleuchtet, silberne Blitze ihnen zusandten, eingehüllt in den Duft der Citronen- und Myrthenblüthen der umliegenden Gärten.

Selbst das Verständniß der verschiedenen Sprachen schien in der Gesellschaft allgemach immer leichter zu wer-

den, als leider der Arzt den Machtspruch erhob und eingedenk des Namens seiner Villa den Freuden dieser wahren italienischen Nacht ein Ende machte.

Am andern Morgen war es ziemlich windstill, und unser Pole machte bei dem Frühstück den Vorschag, die blaue Grotte zu besuchen. Wir hatten erst kürzlich von den Gefahren gelesen, womit dieser Besuch bei bewegtem Meere verbunden sein sollte, und waren deshalb schnell dazu bereit. Der Eingang der Grotte sollte selbst nach Lossow's Reisebuch nur wenige Fuß hoch und breit sein, so daß Schiffer und Reisende nur in liegender Stellung mit dem Kahn hineinzukommen im Stande seien; wäre die See bewegt, so sei die höchste Gefahr, daß der Kahn, von den Wellen gehoben, an der Decke des Eingangs zerschmettert werde, oder man gelange im besten Falle wohl hinein, käme aber bei dem steten Steigen und Fallen des Wasserspiegels nicht wieder heraus.

Solche schauerliche Schilderungen mahnten uns, das ruhige Wetter zu benutzen; wir eilten zum Strande nnd waren ihrer vier mit zwei Schiffern in zwei Barken bald unterwegs. Wir fuhren den steilen und wilden Felsen von Anacapri entlang. Ueberall hatte das Meer, das seit Jahrtausenden schon an diesen Felsen genagt hatte, große und kleine Höhlungen ausgeweidet, und als wir nach einer viertelstündigen Fahrt bei der blauen Grotte ankamen, schien uns der Eingang nur eine Höhle, wie viele andere vorher zu versprechen. Er war allerdings eng und schmal, doch ist jedenfalls, selbst bei bewegter See, die Gefahr nicht so groß, wie sie in den Büchern geschildert wird. Unser Pole mit dem Irländer fuhren voran; dann folgten wir, tief uns bückend, während der Schiffer mit einem letzten Ruderschlag dem Kahn die Richtung gab und sich dann ebenfalls hinwarf.

Als wir, im Innern angelangt, uns erhoben, glaubten wir allerdings in einer andern Welt zu sein. Statt in dem tiefblauen und trotz seiner Ruhe doch immer bewegten Meere, schwamm unser Kahn in einem milchblauen Aether dessen Glätte und sonderbare Trübung es zweifelhaft ließ, ob er Luft oder Wasser war. Dieser michblaue Aether dehnte sich nach allen Richtungen um uns aus, bis weiterhin mannichfach durchbrochene Felswände von ähnlicher Färbung sich erhoben und über uns zu einem Gewölbe sich zusammenschlossen, das auch seinerseits aus bläulichen Felsen aufgebaut zu sein schien. Wir sahen uns selbst und unsere Gefährten an; Alles hatte seine natürliche Farbe verloren; Gesicht und Kleidung waren in milchblaue Blässe getaucht; sie ließ die Schärfe der Umrisse nicht mehr erkennen und erinnerte mich lebhaft an die Gespenster, die in Robert dem Teufel bei Mondenschein sich aus den Gräbern erheben.

Während unseres Erstaunens hatte sich der eine Schiffer unbemerkt entkleidet und sprang plötzlich in das Wasser. War seine Gestalt schon vorher geisterhaft gewesen, so verlor sie nun noch mehr menschliche Farbe und Umrisse; wir glaubten, einen Salamander, eine große Eidechse von milchblauer Farbe vor uns sich winden zu sehen, und jede ihrer Schläge in die Fluth machte weißliche Perlenschnüre nach der Decke spritzen. Die bekannten Bewegungen des Schwimmens verwandelten sich zu unnatürlichen Verrenkungen, so daß wir mehrmals unwillkürlich die Arme ausstreckten, um den Schiffer, den wir im Versinken glaubten, aus der Noth zu retten.

Das Zauberhafte der Farben wurde durch das geisterhafte Nachtönen der Stimmen erhöht; es war kein volltönender Nachhall, wie bei regelmäßigen Gewölben, viel-

mehr ließen die dämpfende Wasserfläche und die zerrissene Felsdecke nur ein unheimliches Nachschrillen zu Stande kommen, als wenn hundert Kobolde aus den dunkeln Winkeln der Höhle uns äfften. Vielleicht hatte auch die durchschwärmte Nacht unsere Nerven erregt und half diese geisterhaften Eindrücke verstärken. Nur der Anblick des Einganges der Höhle mit dem Tageslicht draußen gab uns das Bewußtsein, daß wir weder im Himmel noch in der Hölle waren; aber dennoch athmeten wir erst wieder freier als die Schiffer, nachdem wir noch alle Winkel der Höhle durchfahren hatten, uns mit einem kräftigen Ruderschlage wieder in das offene Meer und die frische Luft zurückbrachten.

Einem gelehrten Naturforscher mag es nicht schwer fallen, die Zauber dieser Grotte aus der Farbe des Meeres, des Himmels und dem Reflexe der Sonnenstrahlen zu erklären; wir hießen jedoch den Irländer, der damit beginnen wollte, schweigen; wir mochten weder vom Sinus, noch von den Einfallswinkeln der Strahlen etwas hören, und wollten uns die Poesie der Natur nicht durch die Prosa der Rechnung verderben lassen.

Aber jedenfalls thut man den Insulanern Unrecht, wenn man mit den Reisehandbüchern behauptet, daß erst ein berliner Maler in diesem Jahrhundert die Grotte entdeckt habe. Sie ist, wie auch aus den Reden der alten Leute auf der Insel zu entnehmen war, ihnen von jeher bekannt gewesen; aber der Südländer steht zur Natur nicht in solchen gefühlvollen Beziehungen wie wir; man sucht schon bei den alten griechischen und römischen Schriftstellern vergeblich nach Naturschilderungen, wie wir sie jetzt zu Tausenden alljährlich erhalten. Es bedurfte der empfindsamen Reizbarkeit, der Mischung von Gefühl und Reflexion

eines Norddeutschen, um die Schönheit dieser Grotte zum deutlichen Bewußtheit zu bringen. Nunmehr ist sie allerdings in alle Ewigkeit ein Wunder für die Touristen geworden, dem keiner vorbeifahren darf, während die Naturkinder der Insel noch heute mit offenem Munde nicht die Grotte, sondern die Touristen anstaunen, und die erstere höchstens dem fischreichen Gestade gleichstellen, weil sie ihnen zu gleich reicher Erwerbsquelle geworden ist.

Auf Vorschlag des Polen fuhren wir weiter zur grünen Grotte. Der Name ist offenbar erfunden als Pendant zur blauen Grotte; auch verdient die grüne Grotte eine gleiche Beachtung; indeß haben beide nichts als den Namen gemein. Die grüne Grotte besteht nur aus einer Reihe von Felsschluchten, die das Meer ausgehölt hat, und die theils als verschlungene Irrgänge, theils als Ausweitungen der Felsen sich darstellen; eine eigentliche Grotte ist hier nicht vorhanden. Die geringe Tiefe des Meeres und eine Menge Meerpflanzen lassen jedoch hier die Farbe des Wassers grün erscheinen und geben im Gegensatze zur Tageshelle und dem starren Grau der wilden Felsen dem Ganzen einen Reiz, der namentlich nach der blauen Grotte einen mildernden, wenn auch ernüchternden Gegensatz bildet.

Wir setzten von da unseren Weg weiter an den Felsmassen von Anacapri fort und landeten endlich der Rhede von Capri gegenüber, unweit eines Felsenthores, welches sich hier mitten aus dem Meere erhebt und, nach Art des Prebischthores der sächsischen Schweiz, nur in größeren Verhältnissen, aus mächtigen, auf zwei aufrecht stehenden hohen Felsen querüberliegenden Steinmassen gebildet wird. Es war die einzige Stelle nächst der Rhede, wo das Ufer gelind in das Meer sich senkte und eine Gelegenheit zum

Baden bot. Sie wurde von mir und dem Maler benutzt, während der Pole so gefällig war, uns zwei Esel von Capri herabzuschicken, auf denen wir, gestärkt von der Salzfluth, unter den kühlen Schatten der Oliven und Weinreben unsere Wohnung zu Mittag wieder erreichten.

Mit jeder Stunde fühlten wir uns heimischer auf dieser reizenden Insel; ihre tiefe Stille that uns wohl nach dem betäubenden Lärm von Neapel. Die Gesellschaft fühlte sich immer mehr als eine Familie. Selbst unser Streit über die neuere deutsche Musik hatte bedeutend an Schärfe verloren, seitdem das Lied vom Abendstern unsern Eintritt in Qui-si-sana vermittelt hatte. Unser Wirth, Herr Pagano, suchte seinem alten Ruhm in jeder Hinsicht zu entsprechen; die Verpflegung war vortrefflich; die deutschen Künstler hatten jedenfalls ihren wohlthätigen Einfluß auch auf seine Kochkunst geübt. Suppe und Braten erinnerten lebhaft an die heimische Küche; und der weiße Capriwein ist berühmt wegen seiner Würze und seiner Aehnlichkeit mit dem vaterländischen Rheinwein.

Um so mehr war ich erstaunt, als mein Reisegefährte, der Maler, seinen Entschluß verkündete, nach Anacapri hinaufzuziehen. Capri war ihm noch nicht urspünglich genug, obgleich ich meinte, daß seit Kaiser Tiberius Zeiten sich schwerlich in Sitten und Lebensweise hier etwas geändert haben könne. Er war eines Nachmittags verschwunden, und ich blieb allein für einen Ausflug nach dem südlichen Theile der Insel, in dem Tiberius seine Villa gehabt und gehauset haben soll. Von all der Pracht und Ueppigkeit, die vor 1800 Jahren hier geherrscht haben mag, war indeß bis auf einzelne Mauerreste nichts mehr zu sehen, und trotz der Versicherungen des Führers schien es mir zweifelhaft, ob diese Mauern nicht ebensowohl aus

der Normannenzeit, wie aus der Römerherrschaft herrühren könnten.

Unter anderem zeigt man die Stelle, wo Tiberius seine Opfer von den Felsen herabstürzen ließ. Bekanntlich beseitigte er auch seinen Premierminister Sejanus auf diese Weise. Die gezeigte Stelle konnte aber in keinem Falle die rechte sein; denn Sueton beschreibt diesen Ort dahin, „daß die Verurtheilten nach langen und ausgesuchten Qualen in Gegenwart des Tiberius in das Meer gestürzt worden, wo die Unglücklichen von Seeleuten aufgefangen und mit Stangen und Rudern vollends todt geschlagen worden seien“ — während die jetzt gezeigte Stelle zwar in einen grausigen Felsenabgrund hinabblicken läßt, aber so hoch und entlegen von dem Strande ist, daß die Körper nicht in das Meer fallen konnten und Tiberius von der Höhe das Todtschlagen nicht genau erkennen konnte, obgleich dies gewiß zu seinen besonderen kaiserlichen Genüssen gehörte. Ueberhaupt ist diese Gegend, wo die Villa des Kaisers unzweifelhaft gestanden hat, die ödeste und unfruchtbarste der Insel, so daß man allerdings, wie auch Sueton andeutet, annehmen muß, Tiberius habe bei seiner Wahl dieses Aufenthalts mehr seine persönliche Sicherheit, als die Naturschönheit der Insel im Auge gehabt.

Ich hatte Mühe, diese schauderhaften Bilder asiatischen Despotenthums los zu werden, bis mein Reisegefährte endlich sich wieder einfand, ganz glücklich über den Sommeraufenthalt, welchen er für sich in Anacapri entdeckt haben wollte. In Capri war ihm die da noch einigermaßen herrschende Reinlichkeit sehr störend für seine Malerphantasie; je schmutziger ein Gebäude und eine Haushaltung in allen düsteren Farben schillerte, desto höher stieg sie in der Schätzung meines Freundes, der sie dann „unge-

heuer malerisch“ oder „colossal pitoresk“ zu nennen pflegte.

Am andern Morgen stieg ich, wie gewöhnlich, an's Meer zum Baden hinab. Es mußte dies in aller paradiesischen Natürlichkeit geschehen, da die diensteifrigen Frauen der Fischer sofort, wenn man Miene zum Baden machte, sich mit den gesattelten Eseln einzufinden pflegten, und den Ort, wo man die Kleider am Strand abgelegt hatte, besetzten, um einen halben Franken zu verdienen. Ich hatte es durch Consequenz wenigstens so weit gebracht, daß die späteren Tage nur eine Marie mit dem Esel sich einfand, bei meinen Sachen Wache hielt und ruhig abwartete, bis der Inghlese, wofür ich galt, wieder angekleidet war.

Der kühle Seewind verleitete mich, nachdem ich in die Stadt zurückgekommen und abgestiegen war, noch den Wein- und Orangengärten entlang zu schleudern. Bei dem steil abfallenden Gelände gewährt diese Insel den für Italien so seltenen Genuß, eine Aussicht über die Gegend zu behalten, während auf dem Festlande man stundenlang hinter jeder Stadt und jedem Dorfe zwischen hohen Mauern in Staub und Sonnenhitze eingeschlossen bleibt.

Ein wenig betretener Fußpfad führte mich den oberen Gärten entlang; blühende Myrthen- und Buxbaumsträucher dienten hier statt der Mauern, und wenn sie auch eine dichte, an zwei Ellen hohe Hecke bildeten, so blieb doch die Aussicht über die zum Meer sich senkenden Orangengärten frei, welche gleich sehr durch ihre tropische Vegetation wie durch den Fleiß des Anbaues erfreuten. Es war kein Stück, das nicht eine dreifache Erndte trug; der Boden war mit Mais oder Weizen bestanden, darüber trugen die Orangen- und Olivenbäume eine zweite Erndte, und zwischen beiden hingen in zierlichen Guirlanden von einem

Baume zum andern die Weinreben, welche schon jetzt, Mitte Juni, zahlreiche Trauben mit erbsengroßen Beeren zeigten. Der Weg zog sich im Halbkreise entlang und zeigte so die den Abhang einschließenden Berggipfel in immer neuen Gestalten und Gruppirungen; nur das Meer bildete den beständigen Hintergrund, an dessen äußerster Grenze das lang hingestreckte Neapel mit seinen weißlichen Gebäuden erkennbar blieb.

Als der Fußweg, in das Felsige sich verlierend, kaum noch erkennbar war, fand ich mich auf einmal an einer Treppe, die in den Felsen gehauen und in vielfachen Absätzen nach Anacapri hinaufführte. Es ist dies der einzige Zugang zu diesem Ort; 580 Stufen sind mühsam im Zickzack ausgehauen, so daß man von der oberen oft senkrecht auf die niederen herabsehen kann. Aller Verkehr zwischen Anacapri mit Capri und der Welt wird seit Jahrtausenden nur durch diese Treppe vermittelt, auf der namentlich die Frauen alltäglich schwere Lasten auf dem Kopfe bergauf und bergab zu tragen haben. Denn die reichen Producte Anacapri's an Getreide, Früchten und Gemüsen werden nur in dieser Weise herab- und die fremden dafür eingetauschten Erzeugnisse hinaufgebracht. In der Mitte des Weges gewährt eine Kapelle mit dem Muttergottesbilde den Ermüdeten einen Ruhepunkt; aber selbst auf der Höhe ist der Weg noch nicht beendet; er zieht sich noch lange zwischen Steinmauern hin, bis man endlich nach Anacapri gelangt, das nur aus einer großen Anzahl von Bauernhäusern besteht, deren jedes seinen Garten und sein Feld unmittelbar um sich hat und durch eine hohe Steinmauer von den anderen abgesondert ist.

So kommt es, daß man auf einer Höhe von 2000 Fuß über dem Meere weder von diesem noch von Gottes

Erdboden irgend etwas anderes erblicken kann, als zwei graue Mauern neben sich und den blauen Himmel über sich. Nur an Kreuzwegen bemerkte ich einige höhere Berggipfel, die kahl und starr die Hochebene von Anacapri krönen. Ich machte unter Führung eines Mädchens, dem ich einige Soldi versprach, den Versuch, einen dieser Gipfel zu erreichen; allein ich bemerkte bald, daß die Klarheit der Luft mich über deren Entfernung und Höhe getäuscht hatte. Dabei diente das Bett eines vertrockneten Bergstromes als Weg. Das Kind sprang wie eine Gemse von Stein zu Stein, aber da diese Steine immer größer, die Bergesspitze immer höher wurde, so rief ich zum Umkehren und war froh, als ich mich wieder innerhalb der engen Mauerngänge Anacapri's befand.

Nach diesen Erfahrungen konnte ich meinen Gefährten nicht begreifen; wie ist es möglich, frug ich mich, daß ein civilisirter Mensch sich fünf Monate in diesem Wolkenneste verschließen kann, wo man außerhalb seines Gartens nichts sieht, als hohe Mauern, und bei jedem Versuche, über sie hinaus zu kommen, Gefahr läuft, den Hals zu brechen.

Der Zufall ließ mich selbst das Haus entdecken, daß mein Freund sich erkoren hatte. Als ich in dem Labyrinth der Mauern zwei Knaben nach dem Wege frug, luden sie mich ein, in den Garten zu treten und ein Glas Wein zu trinken. Sie sagten mir, daß der Vater von Neapel erwartet werde, und ihre ältere Schwester im Garten sei. Die Zimmer waren neu eingerichtet, und während ich sie besah, kam die Schwester, welche mir erzählte, daß voriges Jahr eine amerikanische Familie vier Monate bei ihnen gewohnt und gestern ein Maler sich bei ihnen als Pensionär gemeldet. Auf näheres Befragen ergab sich, daß es mein Reisegefährte gewesen.

Die Leute schienen wohlhabend, und das Mädchen war, wie es erzählte, acht Jahre lang in Neapel zur Erziehung gewesen. Auf meine Frage, daß sie dann wohl ziemlich fertig schreiben könne, erwiderte sie etwas zögernd, daß sie allerdings etwas mehr als ihren Namen schreiben, aber jedenfalls fertig lesen könne. Im Fortgang des Gesprächs ließ der Jubel der Knaben erkennen, daß der Vater aus Neapel angekommen war. Er ließ mich bei seinem Eintreten nicht fort, ich mußte von seinem besten Weine kosten und er redete mir ernstlich zu, mit dem Maler doch in seine Pension zu kommen; er wollte uns Beide zusammen für fünf Franken den Tag in Wohnung und gute Kost nehmen.

Als er hörte, daß ich aus Preußen sei, wurde er stutzig und bemerkte nach einigem Zögern, es sei mir wohl angenehm, daß ich hier in Italien mich der Kleider bedienen könne, die ich anhatte. Ich verstand seine Worte nicht, und erst nach wiederholten Fragen erkannte ich, daß mein Wirth voraussetzte, daß in Preußen alle Menschen nackt und nur mit einem Fell umgürtet einhergingen. Er hatte von Preußen in seinem Leben nichts gehört und gesehen, als das preußische Wappen bei dem preußischen General-Consul in Neapel, das in heraldischer Weise von den bekannten Schildhaltern auf beiden Seiten gehalten wird. Er hatte ihre, seiner Annahme allerdings entsprechende Kleidung für die Nationaltracht in Preußen gehalten, und es bedurfte wiederholter Versicherungen, um ihn von seinem Wahne zurückzubringen. Spätere Erfahrungen lehrten mich, daß solche Unkenntniß in Italien nichts Ungewöhnliches ist.

Nach diesen Verständigungen stieg das Zutrauen meines Wirthes ansehnlich und ich hatte Mühe, mich seinen

wiederholten Einladungen durch den Abschied zu entziehen. Im Hotel erzählte ich dem Maler mein Abenteuer; er war indeß damit wenig zufrieden. Er fürchtete, daß ich durch meine Mittheilungen noch andere der Gäste verleiten könnte, nach Anacapri hinaufzuziehen und so ihm seine Einsamkeit zu zerstören. Obgleich ich meinte, daß meine Erzählungen eher das Gegentheil bewirken müßten, ruhte er doch nicht, bis ich ihm versprochen hatte, von seinem künftigen Wirth, dessen Haus und Familie kein Wort bei Tisch zu erwähnen und alles Uebrige in der abschreckendsten Weise zu schildern. Dem Allen lagen keine Hintergedanken, sondern nur künstlerische Intentionen zu Grunde. Er hatte mit Leichtigkeit Eingang in einzelne Haushaltungen in Anacapri gefunden, und die malerischen Situationen und Farbenmischungen von Schmutz und Rauch gönnte er keinem Anderen zur Benutzung.

Mit jeder Stunde empfand ich die steigende Wirkung der lauen Luft, des Blüthenduftes und des behaglichen Lebens auf dieser Insel. Von einem Tage zum anderen wurde die Abreise verschoben. Ich hatte den Plan, mit einer Barke nach Sorrent zu fahren und mich schon bei einigen Schiffern nach dem Preise einer solchen erkundigt. Sie erhoben indeß ganz unverschämte Forderungen und glaubten an mir schon eine sichere Beute zu besitzen, während ich ihre hohen Preise nur als Mittel benutzte, mein Gewissen wegen des steten Aufschubs meiner Reise zu beschwichtigen.

Eines Morgens trat indeß Francesco, der Diener, mit der Meldung herein, daß eine Gelegenheit nach Sorrent sich gefunden; eine Barke, die Fremde von dort nach Capri gebracht, wolle zu Mittag dahin zurück und werde für ein Billiges mich mitnehmen. So fiel der letzte Vorwand,

mit dem ich mein Zögern beschönigt hatte. Ich eilte noch einmal in's Bad am Strande, ließ mich noch einmal von Marien's Esel nach Capri hinauftragen, beschwichtigte ihre Thränen über meine Abreise mit einem blanken Frankenstück, empfahl mich in Qui-si-sana und nahm Abschied von meinen neuen und alten Freunden im Hotel Pagano. Am Strande erwarteten mich dienstbereite Frauen und Knaben, um mich durch das seichte Wasser in die Barke zu tragen oder auf Bänken hinüberzuschieben; selbst als die Barke schon davonfuhr, kamen die Knaben weit nachgeschwommen, um die letzten Kupfermünzen zu erhaschen.

Der Wind legte sich gänzlich; es war, als sollte ich von Capri nicht fortkommen. Die vier Bootsleute mußten sich an die Ruder setzen und ich selbst das Steuer ergreifen, um mit eigner Hand und schwerem Herzen mich der Insel zu entführen, deren zauberische Schönheit ich niemals wiedersehen und ihres Gleichen nirgends auf der Erde wiederfinden werde.

Ein Besuch bei Garibaldi.

„Sie werden am Ende auch Garibaldi in Caprera aufsuchen!“ rief man mir scherzend nach, als ich zu Hause in das Coupée stieg, und ich konnte kaum noch lachend erwidern, daß bei einer Reise von sechs Wochen nach Italien dies wohl eine reine Unmöglichkeit sei. Aber das Schicksal läßt nicht mit sich scherzen. Am 22. Juni d. J. hörte ich in Sorrent, daß Garibaldi in Ischia eingetroffen sei, um die dortigen Mineralbäder zu brauchen. Mein Entschluß war schnell gefaßt; ich packte meine Sachen, bestellte die Partie nach Amalfi ab und war den andern Morgen fünf Uhr auf dem Marktschiffe unterwegs nach Neapel. An den Straßenecken stand dort schon auf großen Zetteln zu lesen, welche Dampfschiffe den folgenden Tag nach Ischia abgehen würden.

Es war dies der Johannistag, ein Feiertag für Neapel, und die vier angekündigten Dampfer reichten nicht aus, die Menge zu fassen, welche Garibaldi an diesem Tage besuchen wollte. Der Zufall führte mich auf das größte dieser Schiffe; an fünfhundert Personen aus allen Ständen, reich und arm, füllten Verdeck und Cajüten. Geistliche, Beamte, Handwerker, Kaufleute bewegten sich

durcheinander; auch Uniformen waren viele zu sehen. Es waren die alten Gefährten Gribaldi's aus seinem Kriegszuge in Sicilien und Neapel; sie hatten ihre Uniformen aus jener Zeit heute hervorgeholt. Alle wollten Garibaldi sehen und sprechen, Alle waren in der lebhaftesten Aufregung.

Ich flüchtete aus dem Gedränge des Verdecks in die Cajüte, aber hier waren der Menschen nicht weniger. Auf einem Pianoforte wurde hier der Garibaldi-Marsch gespielt, und die ganze Gesellschaft stimmte, im Fortissimo singend, in dessen Weisen ein; dazwischen erklangen vom Verdeck laut schallende „Evviva Garibaldi!“ Jede Barke wurde mit solchen Zurufen empfangen und erwiderte sie in gleicher Weise. Das Cap Miseno, die Insel Procida wurden beim Vorüberfahren so begrüßt, und als wir uns den grünen Bergen Ischia's näherten, nahmen die Vivat's auf Garibaldi kein Ende. Es brauchte nur ein Kind damit anzufangen, gleich stimmte die ganze Gesellschaft ein.

Das Dampfschiff hielt gerade die Richtung auf Casamicciola, dem kleinen Badeorte der Insel und damaligen Aufenthalte Garibaldi's.

Ich hatte keine Vorstellung, wie die Sache sich eigentlich gestalten sollte. Trotz aller Erkundigungen auf dem Schiffe war über Wohnung und Zustand Garibaldi's keine bestimmte Auskunft zu erhalten. In Sorrent hatte man mir gesagt, daß Garibaldi am Fuße so leidend sei, daß er nicht gehen könne. Auf dem Schiffe dagegen behauptete man, Garibaldi sei wohl und werde sich auf der Promenade zeigen und dort von den Gästen begrüßt werden.

Unser Dampfer war glücklicherweise der erste, der auf der Rhede von Casamicciola anlangte, und es gelang

mir, in eine der nächsten Barken zu kommen, deren jede nur ungefähr zehn der Gäste aufnehmen und an das Land setzen konnte. Hier standen gesattelte Esel bereit; ohne ein Wort zu verlieren, sprangen meine Gefährten auf diese Thiere und jagten im Galopp den steilen Berg hinan. Ich folgte ihnen ebenso, obgleich ich weder von ihnen, noch von dem Führer meines Esels bei dieser Eile erfahren konnte, was dies zu bedeuten habe und wohin die Reise eigentlich gehen solle. Garibaldi war das einzige Wort, was man verstehen konnte, alles Andere verhallte in dem Geschrei der Eseltreiber und Barkenführer am Strande und in dem Getrappel der auf dem Steinpflaster hingaloppirenden Esel. Der Weg ging zwischen Villen und Weinbergen steil in die Höhe; nach einem Ritt von einer Viertelstunde gelangten wir auf einen ebenen Weg und zuletzt an das Gitterthor einer Villa, vor der zwei National-Gardisten Ischia's Wache standen und eine Anzahl Menschen Einlaß verlangte.

Hier endlich konnte ich so viel in Erfahrung bringen, daß Garibaldi an diesem Morgen diese Villa bezogen hatte, nachdem er früher am Strande gewohnt; daß er zu Hause und auch Besuche zu empfangen bereit sei. Wie dies aber bei einer Zahl von 2000 Menschen aus Neapel ausführbar sein sollte, darüber war alles Fragen vergeblich.

Ich hatte zur Vorsicht Tags vorher in Neapel einige Zeilen an den General aufgesetzt und hielt sie mit meiner Karte in Bereitschaft; indeß konnte ich mich unter diesen Umständen nicht entschließen, von diesem letzten Mittel schon jetzt Gebrauch zu machen.

Durch das Gitterthor sah man, wie ein langer Gang von Wein- und Orangen-Geländen nach einem zweiten Thore und weiter nach dem Wohnhause führte. Ein

Diener Garibaldi's in rother Blouse bat in höflichster Weise um Geduld, weil bereits eine Deputation bei dem General eingetreten sei, und dieser unmöglich jetzt noch mehr Gäste empfangen könne. Aber die Zahl der Harrenden wuchs mit jeder Minute; die Ungeduld der Vorderen stieg immer mehr; die Wachtposten wurden immer nachgiebiger und so gelang es mir, den Eingang in den Garten zu gewinnen und mit einigen Anderen den Laubengang zu durchschreiten.

Am zweiten Thore wiederholten sich dieselben Schwierigkeiten; aber sie konnten uns hier natürlich noch weniger aufhalten, und ich kam endlich glücklich zum Wohnhaus. Trotz der prachtvollen Aussicht, welche sich hier über die Wein- und Oliven-Gärten Ischia's nach dem Meere und den Gebirgen des Festlandes bis Neapel hin eröffnete, war unser Blick doch nur nach der Hausthür gerichtet, wo abermals zwei Diener Garibaldi's die Ungeduld der Gäste in höflichster Weise zu mäßigen suchten.

Indeß, so nah' am Ziele, wollte Niemand mehr auf Beschwichtigungen achten. Wir traten tiefer in das Haus ein, und ich befand mich nach dem Durchschreiten zweier kleinen Zimmer endlich auf einem Balkon, wo mehrere Personen einen Herrn umstanden, der, auf einem Lehnstuhl sitzend, die Füße auf einen niedern Stuhl gelegt hatte und in gebückter Stellung mit Schreiben beschäftigt war. Ich hielt ihn für den Secretär Garibaldi's und glaubte, daß er beschäftigt sei, die Namen der Besucher aufzuschreiben, um die Liste dann dem General zur Auswahl zu überreichen. Meine Hand griff dieserhalb schon nach meinem vorbereiteten Briefe, als der Herr den Kopf erhob, und ich die Züge Garibaldi's erkannte.

Ich traute meinen Augen kaum und frug meine

Nachbarn, ob es wirklich der General sei. Alle Bilder, die ich in Deutschland und Italien von Garibaldi bis dahin gesehen hatte, waren, wie ich nun erkannte, elende Sudeleien im Vergleich zu dem Original. Sie enthielten, trotz der Aehnlichkeit, alle einen groben und gemeinen Zug, der im Verein mit der auffallenden Kleidung mich unwillkürlich an das Brigantenthum erinnerte. Dies hatte mich nie an diesen Bildern Freude finden lassen und ein Vorurtheil in mir erregt, mit dem ich auch heut noch eingetreten war.

Aber welchen großen Abstand davon bildete das Original! Ich hatte nie ein Gesicht gesehen, in dem, wie hier bei Garibaldi, männlicher Ernst und soldatisches Wesen mit so viel Edelmuth und Begeisterung sich vereinten. Seine Züge schienen mir das treue Abbild seines Lebens; Enthusiasmus für die höchsten Ideen, Schwärmerei für die Beglückung der Menschheit, Bereitwilligkeit, diesen Zielen Gut und Leben zu opfern, und dabei die Anspruchslosigkeit und Unbefangenheit eines Kindes.

Trotz seines anstrengungsvollen Lebens trug sein Gesicht noch keine Spur des Alters, und eine frische gesunde Farbe erhöhte den Reiz der feinen geistigen Züge. Sein Haar, schon etwas ergraut, war glatt nach dem Rücken herunter gekämmt; er trug bloßen Hals, die Blouse von dem feinsten hochrothen Kaschmir und feine hellgraue Beinkleider. Der Anzug war höchst sauber und hatte, trotz seiner Ungewöhnlichkeit, einen vornehmen Anstrich.

Erst bei dem Nähertreten bemerkte ich, daß Garibaldi beschäftigt gewesen war, seinen Namen auf Zettel zu schreiben, welche von den Anwesenden als heilige Andenken in Empfang genommen wurden. Nachdem meine Vormänner mir Platz gemacht hatten, trat ich an ihn heran, stellte mich ihm als einen Preußen vor und verband damit

einige artige Worte über die Zahl der Verehrer, welche er auch in Preußen besitze. Der General wandte mir mit Rücksicht auf meine Nationalität eine längere Aufmerksamkeit zu; er erkundigte sich nach Einzelheiten unserer Verhältnisse und trug mir endlich herzliche Grüße an seine Freunde in Preußen auf. Seine Worte waren einfach und natürlich, sein Ton männlich und ernst. Sein Wesen hatte einen unwiderstehlichen Reiz und seine Reden trugen das Gepräge innigen Wohlwollens.

Statt meines Briefes, der nun überflüssig war, übergab ich dem General ein weißes Blatt und bat ihn um seine Namensunterschrift. Er willfahrte mir sogleich, indem er einen grauen Herrenhut, der auf seinem Schooße lag, dabei als Schreibpult benutzte.

Die Rücksicht auf den Zustand Garibaldi's hieß mich abbrechen; ich verabschiedete mich mit einem Händedruck von dem General, dessen Blick voll Würde und Seelengüte aus seinen großen braunen Augen mir unvergeßlich bleiben wird. Anstatt mich indeß von dem Balkon zu entfernen, zog ich mich in eine Ecke desselben zurück, wo ich den folgenden Besuchern nicht hinderlich war und die Vorgänge ungestört übersehen konnte. Der Zudrang wurde immer größer, und jeder brachte ein Blatt Papier. Garibaldi hatte bald nichts mehr zu thun, als seinen Namen zu schreiben, und mit einer unerschöpflichen Geduld und Ruhe geschah dies wohl fünfzigmal; an eine weitere Unterhaltung mit den Einzelnen war nicht zu denken; nur wenn ein alter Bekannter eintrat, pflegte Garibaldi noch einige Worte an ihn zu richten.

Wunderbarer Weise hatte auch ein junges Mädchen aus Ischia den Eingang in diesem Gedränge in ihrer Begeisterung gefunden; sie brachte dem General eine Schreib-

mappe mit der gestickten goldnen Inschrift: Roma e Venezia libera. Garibaldi dankte gerührt.

Viele konnten ihre Gefühle nicht mäßigen; die Thränen brachen ihnen aus den Augen, und voll Rührung wollten sie seine Hände und Kleider küssen; aber Garibaldi gestattete es nie und rief einigemale unwillig aus: „Non baciare la mano, è educazione dei preti.“

Als die Zahl der Gäste immer mehr wuchs, rief der General gutmüthig: „die Herren haben gewiß alle schon gefrühstückt,“ wobei er in artiger Weise verschwieg, daß er selbst noch nüchtern sei. Zu seinen Füßen stand ein schöner junger blonder Mann, genau gekleidet wie sein Herr. Voll Sorge für diesen, suchte er auch hier noch nach Möglichkeit dem zudringlichen Eifer der Gäste zu wehren.

Garibaldi war offenbar leidend; die Gicht an dem verwundeten Fuße machte ihm das Gehen unmöglich; er hatte sich diesen Morgen in einem Tragsessel nach der Villa bringen lassen und trug dieses Leidens wegen gestickte Schuhe, jedenfalls Geschenke von Damen. Das Muster des einen Schuhes war schon sehr abgenutzt und paßte nicht zu dem neuen des andern. Offenbar war bei der Unzahl von dergleichen Geschenken eine Verwechselung vorgegangen, die der General nicht bemerkt hatte. Als Kopfbedeckung lag neben ihm ein sammtnes, goldgesticktes Käppchen, sicherlich auch ein Geschenk von schönen Händen.

Da die Zahl der Besucher immer mehr wuchs, während die Kräfte des Generals abnahmen, so verließ ich den Balkon und wandte mich in den Garten. Alle Gänge und Lauben fand ich jetzt gefüllt von Menschen; das Gedränge war so groß, daß Menotti, der Sohn des Generals, Mühe hatte, zwei junge Damen, die zur Familie gehörten und eben von der Reise angekommen waren, in das Haus zu bringen.

Erst jetzt bemerkte ich die Schönheit der Aussicht, welche von diesen Terassen sich eröffnete. Die Villa lag auf halber Höhe und war schon durch ihre Aussicht wohl geeignet, Kranke gesund zu machen. Zur Linken sah man die Höhen mit grünen Weingeländen überdeckt und die 3000 Fuß hohen kahlen Bergspitzen darüber; rechts senkten die Weingärten sich zum Meer, welches mit seiner blauen Fläche den Mittelgrund bildete und durch die Gebirgszüge von Procida und Misenum in der Ferne begrenzt wurde. Im Garten wechselten Blumenbeete mit Gebüsch von Granaten und Oleander.

Ich suchte noch nach einem Andenken von dieser Stelle und brach mir zuletzt einen blühenden Olivenzweig ab; er schien mir das treffendste Sinnbild des Ortes und seines gegenwärtigen Bewohners.

Was ich vermuthet hatte, trat bald ein; nach einer halben Stunde waren die Kräfte des Generals so erschöpft, daß er weitere Besuche nicht annehmen konnte. Bei meinem Austritt aus dem Garten kam eben eine Deputation der Arbeiter aus Neapel mit goldgestickten Fahnen und einer Musikbande voran. Was aus ihnen und den Tausenden anderer Besucher noch geworden, mag Gott wissen; jedenfalls wurde es zu einer physischen Unmöglichkeit für Garibaldi, diese Menschen sämmtlich zu empfangen.

Ich schwankte, ob ich nicht noch einen Tag in Ischia verbleiben sollte; man versicherte mir, daß der General morgen vor Ankunftt der Dampfschiffe mich auf längere Zeit mit Vergnügen empfangen würde. Die Versuchung, zu bleiben, war groß; aber endlich entschloß ich mich zur Abreise. Was ich eigentlich wollte, hatte ich erreicht; alles Weitere hatte keine Bedeutung.

Garibaldi, sagte ich zu mir, ist der Herold der

Ideen, welche jetzt Europa bewegen, aber er ist kein Staatsmann, ja vielleicht kaum ein Feldherr. In den Zeiten, wo die faul gewordnen Hüllen vergangener Jahrhunderte durchbrochen werden sollen, ist Garibaldi der Mann des Moments; in seiner antiken Größe ruft er, wie kein Anderer, die Begeisterung des Volkes wach, und die Zwingburgen der alten Zeit stürzen vor der Wucht des von ihm geleiteten Stoßes. Wenn aber aus den Trümmern neue Formen gebildet, wenn die Unbestimmtheit der Idee in praktische Gestaltung übergeführt werden soll, wenn es darauf ankommt, das neue Werk nicht durch Ungeduld zu überstürzen, wenn der passende Moment mit Entsagung abgewartet und inmittelst durch unscheinbare Arbeit die Grundlagen für die noch halb in den Lüften schwebenden Ideen zu legen sind; dann ist Caprera der Ort, wohin Garibaldi sein richtiger Instinkt geleitet hat.

Dort mag er den Männern grollen, weil sie sein glänzend begonnenes Werk nur bedächtig weiter zu führen vermögen; von dort glänzt sein Name rein über das Meer wie das Blau des Himmels, dessen Anblick die Seele des Menschen erhebt, obgleich nur Sonnenschein und Regen das irdische Leben erhalten. Nur in Caprera kann die gegenwärtige Unthätigkeit Garibaldi's vom italienischen Volke ertragen werden; nur da ist er den Parteien, welche um den Glanz seines Namens buhlen, entrückt und sein harmloser Sinn vor grobem Mißbrauch geschützt. Mag auch der Menschenkenner über die begeisterten Episteln lächeln, die er aus seiner Einsamkeit von dort in die Welt sendet, das Volk in Italien nimmt sie gläubig als ein Evangelium, gerade weil der Verkünder seiner Berührung entzogen ist. Und Niemand weiß besser, als die Regierung

in Turin, wie nothwendig sie einst der Zaubermacht dieses Helden bedürfen könnte.

Auf dem Rückwege traf ich mit einigen Schweizern zusammen, die Garibaldi auch gesehen hatten und mich einluden, mit ihnen zu Mittag zu essen. Sie hatten sich in Neapel als Kaufleute ansässig gemacht, und der eine, ein junger, kräftiger Mann, war Besitzer einer Fabrik daselbst. Die Erregung der Gemüther ließ kein anderes Gespräch aufkommen, als Garibaldi und die Einheit Italiens. Als der Diener, nach italienischer Sitte, sein Wort dazugab und aus der gestiegenen Höhe der Abgaben ein Bedenken ableiten wollte, sprang mein Fabrikant auf, faßte ihn beim Kragen und hielt ihm eine Standrede über das Wesen des Constitutionalismus, und daß ohne Opfer keine Freiheit möglich, die Freiheit aber sie mit Zinsen erstatte. Er sprach prächtig, und gewiß hätte er den Diener überzeugt, hätte er ihm den Hals nicht zu sehr zugeschnürt gehalten.

Beim Nachtisch kam die Rede auf das Turnen; von Neuem sprang der Schweizer auf, und noch electrisirt von Garibaldi, begann er an der gebrechlichen Querstange unserer Weinlaube die schwierigsten Turnstücke. Weder das Knacken der Stangen, noch der Abhang, in den er fallen mußte, konnten ihn stutzig machen; seine Freunde warnten, aber er hörte nicht; sie mußten hinzuspringen und die Stange stützen, bis er seiner Begeisterung für Garibaldi durch alle möglichen Kraftproben Ausdruck gegeben hatte.

Auf den Straßen, am Strande, auf der Rhede, überall dieselbe Begeisterung; man hörte nur die Garibaldi-Hymne, die Viva's Garibaldi. Vor allem that sich darin auf dem Dampfschiff, mit dem ich zurückkehrte, ein

Priester hervor. Von herkulischer Gestalt, fügte er mit seiner mächtigen Stimme unter Schwenken seines Priesterhutes dem Viva Garibaldi allemal noch: e Venezia libera! hinzu.

Bei unserer Ankunft im Hafen von Neapel war die Dämmerung schon eingebrochen. Tausende von Lichtern leuchteten uns aus der Stadt entgegen, und aus den schweren Kanonen der Hafenkastelle wurden wir mit Salutschüssen begrüßt, deren Donner an den Höhen Neapels in hundertfältigem Echo sich fortrollte. So verbanden die Elemente sich mit den Menschen zur Feier des Tages und seines Helden.

Die reaktionären und radikalen Parteien und Blätter Italiens haben an den Aufenthalt Garibaldi's in Ischia die wunderbarsten Gerüchte geknüpft. Garibaldi, hieß es, werde binnen Kurzem als Führer der Revolution bald in Italien, bald in Ungarn, bald in Dalmatien auftreten. Diese Gerüchte sind auch in die deutschen Zeitungen übergegangen; wer indeß Garibaldi in Ischia gesehen hat, weiß, daß an Alledem kein wahres Wort ist. Die Partei Mazzini's ist allerdings unermüdlich in den Versuchen, Garibaldi in ihre Pläne zu verwickeln, aber er ist nicht der blinde Abenteurer, der er dazu sein müßte, und vor Allem ist seine Gesundheit so geschwächt, sein Körper so leidend, daß Garibaldi zu einem Feldzug in diesem Jahre völlig außer Stande ist. —

Diese Zeilen waren geschrieben, ehe Garibaldi nach Caprera zurückgekehrt war. Die republikanischen Blätter in Italien suchen zwar durch künstliche Wendungen diese Rückkehr in ihrem Sinne auszulegen, aber sie ist nur die einfache Bestätigung der obigen Ansicht.

Das Albanergebirge.

Ein Ausflug von Rom in das Gebirge hinter Frascati und Albano gehört zu den interessantesten Theilen einer italienischen Reise.

Ich hatte acht Tage in Rom nur in den Ruinen der Kaiserzeit und unter den Tausenden antiker Statuen in den Sälen des Vatikans zugebracht. Wir waren so bekannt und vertraut miteinander geworden, daß es mir zuletzt auffiel, wenn ich einen Menschen seine Glieder bewegen sah. Um nicht selbst zu versteinern, schüttelte ich eines Morgens alle Gelehrsamkeit und Antiquitätensucht ab und eilte in das grüne Albanergebirge.

Auf einem Zweige der nach Neapel führenden Eisenbahn gelangt man in einer halben Stunde nach Frascati, wo das Gebirge beginnt. An der Station stehen stets Pferde und Esel mit ihren Treibern bereit, und für einen Scudo oder anderthalb Thaler kann man Beide auf einen Tag miethen, der ausreicht, um einen großen Theil des Gebirges kennen zu lernen.

Frascati, das alte Tusculum, liegt, wie es in Italien so gewöhnlich ist, an dem steilen Abhange des Gebirges. Die Straßen ziehen sich weit die Höhe hinauf,

und die Bewohner haben in ihrem Verkehr und bei Beschaffung des häuslichen Bedarfs mit Schwierigkeiten zu kämpfen, die man in Norddeutschland kaum ertragen würde. Solche Lage hat in Italien den Esel zu einem unentbehrlichen Hausthier erhoben; diese kleinen, oft verkümmerten Thiere schleppen die schwersten Lasten die glatten Straßen bergauf und bergab.

Das steile Ansteigen des Gebirges setzt sich hinter der Stadt fort; man gelangt bald zu einer bedeutenden Höhe, wo die Aussicht über die Campagna und über ganz Rom sich groß und schön entwickelt. Die besten Punkte sind allerdings von modernen Villen eingenommen, aber in der Höhe der Lage werden sie sämmtlich von der alten Villa des Cicero überboten. Diese Höhe hat sie vielleicht mehr, wie andere, vor der Verwüstung geschützt, welche Tausende von Landsitzen der römischen Großen der Erde völlig gleich gemacht hat. Es stehen noch viele Wände und Gewölbe; man erkennt einzelne Zimmer und Säulengänge, und staunt zuletzt über die Gelehrsamkeit des Eseltreibers, welcher mit voller Sicherheit uns belehrt, daß hier die Bibliothek, da das Badezimmer und dort die Halle gewesen, wo Cicero den Unterricht in der Philosophie ertheilt habe.

Selbst ein kleines antikes Theater findet sich in dieser Höhe, das ziemlich gut erhalten ist. Wenn dieses Theater von den Bewohnern Tuskulums besucht worden ist, so zeugt dies von der Leidenschaft des römischen Volks für Schauspiele, welches selbst durch stundenlanges Ersteigen dieses hohen Gebirges in der Mittagshitze sich von diesem Genuß nicht abschrecken ließ. Die inneren Wände der Zimmer sind mit einer Art Fließen oder glasirten Steinen von regelmäßig viereckiger Gestalt belegt, eine Einrichtung, die jetzt in Italien nur noch bei den Fußböden besteht,

aber für die Frische und Reinlichkeit der Zimmer auch jetzt noch sich bewähren würde.

Das Umhersteigen in diesen Trümmern von Cicero's Villa rief die Erinnerung an ihren einstigen Inhaber wach. Ich sah diesen eitlen Mann, der durchaus ein Philosoph und auch ein Staatsmann sein wollte, wie er seine Reden gegen Catilina hier einstudirte, und wie er später, nachdem er im Senat sie gesprochen, hier mit vergnügtem Selbstgefühl zum ewigen Andenken seiner Beredsamkeit sie niederschrieb. Die schön gedrehten Perioden wurden noch einmal von allen Seiten befeilt; die verzweifelte Lage des Staates, die Wuth des Parteienkampfes, die schwarze Zukunft, die über der von Rom unterjochten Welt lag, verschwand in seiner Seele vor dem Bestreben, eine oratorische Phrase auf die höchste Vollkommenheit des Sylbenmaßes zu heben, Satz und Gegensatz in dem rhythmischen Gleichgewicht zu erhalten. Sein Ruhm als großer Redner, sein Wunsch, als der lateinische Demosthenes zu gelten, kümmerten ihn mehr, als die verzweifelte Lage seines Landes. Und doch, wenn heute ein Parlamentsredner mit einer streng nach solchem Muster der Beredsamkeit gearbeiteten Rede die Bühne betreten wollte, ich bin überzeugt, er würde nicht fünf Minuten sprechen, ohne daß die Unruhe und Langeweile der Versammlung kein Wort mehr von den schönen Phrasen würde verstehen lassen.

Durch das ganze Alterthum zieht sich ein merkwürdiges Ueberwiegen der Form über den Inhalt des Gedankens, während die Gegenwart das Verhältniß umgekehrt hat. Jetzt verlangt man nur Schwere und Tiefe des Gedankens, aber gedrängte Kürze des Ausdrucks, und man kann zweifeln, ob die Beredtsamkeit heute noch zu den schönen Künsten zu rechnen sei, während sie im Alterthum

den ersten Rang darin einnahm. Die alten Redner wurden nicht müde, ihre an sich einfachen, oft trivialen Gedanken durch einen reichen Faltenwurf des Wortkleides zu verzieren, und sie hatten am Volke und am Senate dankbare Zuhörer, die nicht minder empfänglich für solche bis in's Kleinste gehende Ausschmückung waren. Das, was man jetzt nur in der Musik erträgt, die Wiederholung desselben Gedankens oder derselben Melodie in mannichfach wechselnden Figuren und Tonarten, gewährte auch in der Redekunst den Zuhöhrern damals einen hohen Genuß und brachte die größten Erfolge hervor. Wie ganz anders jetzt; der beliebteste Redner läuft Gefahr, wenn er denselben Gedanken selbst in den schönsten Formen nur einmal wiederholt.

Dieser Gegensatz der heutigen Zeit gegen das Alterthum geht bis in die Dichtkunst hinein, und erklärt, warum das Epos, trotz wiederholter Versuche von talentvollen Männern, in der modernen Dichtkunst keinen Boden gewinnen kann. Die reine Verstandesbildung stand offenbar im Alterthum bei der großen Mehrzahl zurück; die Uebung in dem schnellen Erfassen und Bewegen des Gedankens, die jetzt durch das viele Lesen der Bücher und Zeitungen Gemeingut geworden ist, fehlte damals; der Gedanke wurde weniger losgelöst von seiner Form, und in dieser Einheit wurde auch jede Modulirung des Ausdrucks, trotz gleichen Inhalts, als ein Neues empfunden. Deßhalb die naive Empfänglichkeit für jene klassische Beredtsamkeit, die heute nur noch den Gelehrten in Bewunderung versetzt aber im öffentlichen Leben, die Kanzel ausgenommen, nicht mehr ertragen wird.

Jene Benutzung und Nachahmung der antiken Beredtsamkeit, zu welcher der Knabe jahrelang hindurch auf der

Schulbank genöthigt wird, ist dem Manne jetzt ein Hemmniß, dem er sich mühsam erst wieder entwinden muß, wenn er als öffentlicher Redner einen Erfolg erringen will.

Unweit der Villa Cicero's senkt sich der Weg, und nach einer halben Stunde gelangt man in ein breites, aber hochgelegenes Thal, welches bei dem Volke den Namen Hannibal's Lager führt. Mir kam die Thatsache sehr zweifelhaft vor, da die hohe Lage und schwere Zugänglichkeit die Unterhaltung eines Heeres an solchem Orte auf lange Zeit wohl unmöglich machen; indeß mag es seine Richtigkeit haben, daß Hannibal hier gewesen ist. Es war auf seinem kühnen und verzweifelten Marsche gegen Rom, als es ihm, der nun schon viele Jahre siegreich in Italien stand, nicht gelungen war, das römische Belagerungsheer vor Capua zu schlagen und diese damalige zweite Stadt Italiens zu entsetzen.

So wie Napoleon 1814 nach der verlorenen Schlacht bei Arcis an der Aube verzweifelnd in dem Rücken der Alliirten sein Heer aufstellte und hoffte, damit sie von dem Marsch gegen Paris abzulenken, so verließ Hannibal damals das römische Heer vor Capua und marschirte mit dem erlesensten Theile seiner Truppen nach Rom. Wie 1814 die Festigkeit der Alliirten, so vereitelte damals die kühne Zähigkeit des römischen Senats den Plan. Livius erzählt wörtlich, „daß Hannibal auf seinem Marsche auch nach Tuskulum gekommen sei, und als dieses seine Thore ihm nicht öffnete, sei er rechts ab unterhalb Tuskulum's nach Sabii abgezogen.“ Diese Erzählung stimmt genau mit der Oertlichkeit, und es ist wohl möglich, daß Hannibal mit einer Abtheilung seines Heeres diese, die Ebene beherrschende Höhe längere Zeit besetzt gehalten hat, während er mit der großen Masse erst näher bei Rom ein Lager bezog.

Ich möchte hier beiläufig bemerken, daß eine Reise durch Italien zu dem Verständniß der römischen Schriftsteller mehr beiträgt, als jahrelanges Studiren in der Schul- oder Arbeitsstube zu Hause.

Jenseit des Lagers erhebt sich der Monte cavo, welchen wir gegen Mittag erreichten. Er ist an 3000 Fuß hoch und gewährt eine schöne Rundsicht, auf der einen Seite in die Ebene mit den zahllosen Kuppeln Roms am Horizont, auf der andern in das Gebirge und über den von ihm umschlossenen Albaner-See. An hellen Tagen sieht man darüber hinweg das Meer und kann selbst die Schiffe erkennen. Auf dem Gipfel des Berges steht ein Kloster mit einem von den Mönchen gut gepflegten Gemüsegarten und mit einem freien Platze, auf dem ein großer Kastanienbaum seine breiten Zweige zu einem dichten Dach ausstreckt und zum Ausruhen einladet.

Der Führer versicherte, daß man im Kloster ein Frühstück erhalten könne, und klopfte an die verschlossene Thüre. Nach kurzer Zeit öffnete ein wohlbeleibter Mönch und ließ mich eintreten. Auf meine Frage antwortete er nur ganz leise, und eben so leise führte er mich auf den Zehen in eine Klause, wo er mir Wein, Brodt und Käse vorsetzte. Er nöthigte mich durch Geberden zuzulangen, strich mir dabei mit zärtlicher Miene das Gesicht und kniff mir wiederholt in die Backen, so daß ich zuletzt anfing, an seinem Verstande zu zweifeln. Später ergab sich, daß der Abt sammt allen Mönchen Mittagsruhe hielt; deshalb das leise Wesen des einzigen, der nicht schlief. Ich mußte noch die Kirche und einige Zellen besehen, war aber herzlich froh, als ich mich endlich wieder auf meinem Esel im grünen Walde befand.

Die Italiener nennen ihren Wald Bosco (Gebüsch),

und mit Recht, denn was man in Deutschland Wald nennt, habe ich in Italien nirgends gefunden. Man läßt dort die Bäume weder auf dem Felde, noch im Walde zu ihrer natürlichen Entfaltung kommen; sobald sie nur halb ausgewachsen sind, werden sie an Wipfeln und Zweigen geköpft, wie es bei uns nur mit den Weiden geschieht. Der Ertrag an Holz mag dadurch gesteigert werden, aber die Majestät und tiefe Ruhe des Waldes geht zu Grunde. Einzelne Bäume, die verschont geblieben sind, zeigen, welche Pracht und Fülle ein Wald in dem dortigen Klima erreichen würde. Wir kamen an einem Striche vorbei, der gerodet war, um Eisenbahnschwellen zu gewinnen. Der Eisenbahnbau in Italien findet in der Beschaffung dieser Schwellen eine besondere Schwierigkeit, und man muß oft so schwache benutzen, daß kaum zu begreifen ist, wie sie den Druck der Züge aushalten können.

Der verwüstenden Hand des Menschen tritt hier bald die üppige Kraft der Natur heilend entgegen. Die kahlen Bäume schlagen schnell wieder aus und bedecken sich mit einem dichten Laubwerk, welches selbst die Mittagssonne nicht durchdringen läßt. Ich hatte daher von der Hitze wenig zu leiden und konnte mich an der Mannigfaltigkeit der Holzarten und Gräser ergötzen. Ueberall drängten sich zwischen dem Gebüsch die Sträucher des Goldregens hindurch; sie erreichten hier die Stärke kleiner Bäume und standen in voller Blüthe. Die Fülle ihrer gelben Blumen bildete einen schönen Gegensatz zu dem dunkeln und glänzenden Grün und erfüllte den Wald stundenweit mit Wohlgeruch.

Wir durchkreuzten die Straße nach Neapel, welche sonst durch diesen Wald führte, und mein Führer unterhielt mich von den Raubanfällen, welche hier bis in die

neueste Zeit verübt worden waren. Das dichte Gebüsch, das wir seit Stunden durchzogen, und welches das Gebirge bedeckte, so weit man sehen konnte, gab diesen Erzählungen eine Stütze, die selbst das Schlimmste glauben ließ. Hätte die Sonne nicht so hell geschienen und Alles mit ihrem strahlenden Golde gefärbt, es würde mir in diesem öden Gebirge unheimlich geworden sein. Aber der Gesang der Vögel, das Gezirpe der Cicaden und das warme Leben, das selbst aus dem Boden quoll, ließ keinen ängstlichen Gedanken aufkommen.

Keine Seele begegnete uns, und um 4 Uhr waren wir wohlbehalten in Nemi angelangt, dem alten Castrum nemoris (Waldschloß), welchen Namen es noch heute verdient.

Hier wollte ich zu Nacht bleiben, um mit deutscher Gründlichkeit auch die Freuden und Leiden einer italienischen Landstadt nicht ungenossen zu lassen.

Ich entließ meinen Führer und nahm in dem einzigen Gasthofe des Fleckens Quartier. Der Wirth führte mich in das Nebenhaus, das ich eher für das verlassene Seitengebäude einer alten Ritterburg gehalten hätte. Nach vielfachen Windungen gelangten wir zu einer Stube, in der drei große Betten allen Raum so ausfüllten, daß kaum ein Gast daneben sich bewegen konnte, während in diesen drei Betten Platz für zwölf Mann war. Ich hielt dem Wirth das bedenkliche Aussehen der bereits überzogenen Betten und des sonstigen Hausraths vor; statt aller Antwort öffnete er das Fenster und bat mich, heranzutreten.

Die Aussicht war allerdings geeignet, auch den mürrischsten Reisenden zu beschwichtigen.

Das Gebirge war hier zu einem tiefen Kessel mit steilen Wänden eingesunken, dessen Boden von dem Wasser eines See's bedeckt war. Das Gebäude lag auf der halben

Höhe, und der Felsenabhang fiel so steil in den See, daß man über ihm zu schweben meinte und die Wasserfläche tief unter sich in einem Kreise ausgebreitet sah. Die Ränder waren mit dunklem Buschwerk dicht bewachsen; nur jenseits auf der Höhe sah man einzelne Häuser des durch sein Blumenfest bekannten Fleckens Genzano.

Bei längerem Anblick dieser sonderbaren, öden Landschaft, regte sich bald ein unheimliches Gefühl. Die Sonne sank tiefer; die steilen Ränder des See's färbten sich schwärzer und wurden den Wänden eines Kessels immer ähnlicher; kein Luftzug bewegte unten die Wasser des See's; sie glänzten matt wie Blei und schienen schwer wie Blei auf den Boden zu drücken. Kein Mensch, kein Thier war zu sehen oder zu hören, und über dem Kessel lag eine Todtenstille.

Vielleicht, daß die Ermüdung des Tages meine Nerven erregt hatte; aber ich mußte mich zuletzt wegwenden. Ich nahm den Hut und suchte die Straße. Aber die kleinen Städte in Italien sind nicht geeignet, eine trübe Stimmung zu verscheuchen. Die engen Gassen, die steinernen Häuser ohne Kalkbewurf und freundliche Farben, alle grau wie Ruinen; die halb zerbrochenen Fenster und Läden, die Unsauberkeit der Wege, die zerlumpte und schmutzige Kleidung der Einwohner lassen kein behagliches Gefühl aufkommen.

Ich trat in das Kaffé, das auch in den elendesten Flecken Italiens nicht fehlen darf. Die Wirthin, mit einem Kinde auf dem Arm, und zwei andern, die an ihren Kleidern hingen, bereitete Kaffee; das Hemd des Kleinen tauchte mit in das Kaffeewasser, und ich zog vor, ein Glas Limonade zu erbitten; indeß quetschte sie die Citrone so ungenirt mit ihren ungewaschenen Händen, die

eben das nackte Kind gehalten hatten, daß ich wohl nicht besser daran war, als die Kaffeetrinker. Das Kaffé war zugleich der Gewürzladen des Ortes, und ein Priester, ein bleicher und hagerer junger Mann in schwarzem Talar mit dem breitem Hute auf dem Kopf, half der Wirthin Salz und Oel verwiegen und verkaufen.

Mit der Dämmerung kamen einige Fuhrleute auf ihren hohen zweiräderigen Karren an den Platz gefahren, und auf einmal änderte sich die Scene. Aus dem Kaffé und den Häusern traten die Männer an die Fuhrleute heran; es wurde heftig gesprochen, und, wie mir schien, gehandelt. Bald kamen auch Frauen und Mädchen mit breiten, flachen Körben auf dem Kopfe, horchten und umstanden die Männer, die, wie auf einer Korn-Börse, ernst und eifrig verhandelten. Es waren wirklich Handelsgeschäfte, der Gegenstand war aber nicht Korn, sondern E r d b e e r e n. Ganz Rom wird das Jahr hindurch von Nemi mit Erdbeeren versorgt; die flachen Ufer des See's bestehen nur aus Gärten, in welchen nichts, als die sogenannte Monats-Erdbeere von Frühjahr bis Herbst gebaut wird. Auf dem steilen Pfade zum See begegnet man zu allen Tageszeiten Frauen, die in flachen Körben die frisch gepflückten Früchte nach Nemi hinauftragen.

Als man handelseins geworden war, wurden die Wagen bei Laternenschein mit diesen duftenden Körben beladen, und die Fuhrleute zogen ab, um die Kühle der Nacht zur Fuhre nach Rom zu benutzen.

Ich folgte ihnen bis zu meiner Wohnung. Mit frischerem Muth trat ich ein; mein Wirth zündete mir die vierdochtige römische Lampe an und wünschte mir felice notte. Aber das felice blieb ein leerer Wunsch; an Schlaf war nicht zu denken; ich hatte die ganze Nacht einen fort-

währenden Krieg gegen die mancherlei Insecten zu führen, welche den nach langen Fasttagen eingezogenen Fremden als ihre rechtmäßige Beute behandelten. Ich wandte bald List, bald Gewalt an; aber all' meine Siege brachten mir keine Ruhe.

Jeder weiß aus eigener Erfahrung, wie in solchen Nächten zu den körperlichen Leiden sich bald auch die geistigen einfinden. In solchem nervösen Zustande begreift man zuletzt nicht mehr, wie man so thöricht hat sein können, die behagliche Heimath zu verlassen. Wie wird es zu Hause stehn? — wird Niemand krank geworden sein? — Solche Gedanken stiegen, wie dunkle Wolken, auf und trieben den Erschöpften zuletzt von seinem Lager auf.

Ich öffnete das Fenster, aber die dunkle Nacht ließ nur den grauen Spiegel des See's unterscheiden; der Abgrund schien viel tiefer geworden zu sein, und die Wasserfläche glänzte nur matt, wie das Auge eines Sterbenden. — Welche zahllosen Opfer mögen auf diesem einsamen Gebirge in den Kriegen der Römer, in den Aufständen der Sclaven, in den Einfällen der Vandalen und Gothen gefallen sein, welche Italien, wie kein anderes Land, seit drittehalb tausend Jahren zu ertragen hatte! — Ich zündete alle vier Dochte meiner Lampe an, um die Geister zu bannen; aber erst die Strahlen der aufgehenden Sonne konnten sie verscheuchen.

Ich wollte heute den übrigen Theil des Gebirges zu Fuß durchwandern; Kaffee war so früh nicht zu haben; ich rollte also mein weniges Reisegeräth in den Shawl zusammen und stieg mit diesem unter dem Arm den Fußsteig zum See hinab. Am Ufer fand ich einen Fischer mit einem gebrechlichen Kahn; er bot mir an, mich über den See zu fahren, und ich willigte ein.

Trotz des hellen Morgens fand ich den See immer noch düster und melancholisch; sein bleicher Spiegel, ohne Wellen und Bewegung, beängstigte, und die Ränder fielen, vom See aus gesehen, noch steiler ab, so daß man meinte, aus diesem Kessel sich nicht wieder befreien zu können. Nero soll auf diesem See eine schwimmende Villa gehabt haben. Solches Raffinement von Genußsucht ist schwer zu verstehen; wenn irgendwo, so hätten, nach meinem Gefühl, hier die Gewissensbisse über den Muttermord bei ihm erwachen müssen.

Die Unthiere verfolgten mich bis in den Kahn; auf dem Boden bewegten sich häßliche Seekrabben, die der Fischer gefangen haben mochte, und während ich nach den Bergen sah, waren sie mir, wie Kröten, auf die Stiefeln und Beinkleider gekrochen. Erst als ich die Höhe von Genzano erreicht hatte, athmete ich wieder freier und konnte die Schauer der Nacht am See von Nemi von mir abschütteln.

Mit einem Burschen als Führer wanderte ich die Landstraße nach Arricia, und von da auf einem Seitenwege durch eine herrliche Allee nach dem Kapuzinerkloster auf der Höhe am Albanersee. Dieser See ist bekannter, besuchter und größer, wie der von Nemi; die Ufer sind weniger steil und die Ansicht ist freier. Von den Mönchen wird man höflich aufgenommen und bewirthet.

Wie sind doch die schönsten Punkte in allen Ländern von den Klöstern in Besitz genommen!

Der Weg führte von hier auf der Anhöhe, den See entlang im Schatten der Bäume nach Castel Gandolfo, der Sommerresidenz des Papstes. Auf dem ganzen Wege behält man die Ansicht des See's; in Castel Gandolfo ist sie am schönsten. Seine Gestade waren in der Römerzeit

mit prachtvollen Villen bedeckt; der Monte cavo zeigt sich hier als ein grüner Kegel jenseits des See's; an seinen Abhängen liegt das Dorf Rocca di Papa wie angeklebt; man wundert sich, daß der erste Gewitterregen es nicht in den See hinabspült.

Von Castel Gandolfo führen zwei Alleen, hier Gallerien genannt, nach Albano; sie sind durch das hohe Alter ihrer Bäume weit berühmt; viele von den Baumstämmen sind durch das Alter geborsten, und um sie gegen den Sturm zu schützen, hat man Strebepfeiler hineingemauert, die natürlichen Felsen so ähnlich sind, daß ich lange glaubte, diese Bäume wären wirklich mitten aus dem Felsen herausgewachsen.

Bei Albano gelangt man wieder in die Ebene; die Reise in das Gebirge hat hier ihr Ende und die nahe Eisenbahn bringt in einer Stunde den Reisenden nach Rom zurück.

Während Vieles in den Erlebnissen meiner Reise schon zu verblassen beginnt, behält sonderbarerweise die Erinnerung an das einsame Nemi mit seinem grauen See ihre volle Lebendigkeit. Ich hoffe, meine Leser werden, wenn sie nach Rom kommen, sich durch meine Erzählung nicht abhalten lassen, eine Nacht in Nemi im Nebenhause des Gasthofs zuzubringen. Mit der Ausdehnung der Eisenbahnen entzieht sich das alte italienische Leben mehr und mehr den Blicken des Reisenden; er muß immer weiter suchen, um es zu finden, und Nemi, geschützt durch seine Lage, wird noch auf lange vor allen Neuerungen im guten und im bösen Sinne bewahrt bleiben.

Die deutschen Künstler in Rom.

Unter den angehenden Malern und Bildhauern in Deutschland gilt es noch heute als ein unbestrittener Satz, daß die Meisterschaft in ihrer Kunst nur durch einen Aufenthalt in Italien gewonnen werden könne. So weit sie damit eine Reise nach Italien verstehen, mag solche Ansicht im Rechte sein; aber ein dauernder Aufenthalt deutscher Künstler in Rom kann nach meinen Beobachtungen für ihre Leistungeu nur lähmend und nachtheilig werden.

Ich suchte gleich nach meiner Ankunft in Rom das Café greco auf, von alten Zeiten her bekannt als der Sammelplatz der deutschen Künstler, wo auch Göthe oft zu sitzen pflegte. Aber schon hier hat sich Vieles geändert; die Künstler leben jetzt weit zersplitterter als sonst, und nur ein Theil von ihnen ist hier noch regelmäßig zu treffen. Es war rein zufällig, daß ich einen alten Bekannten und deutschen Maler, als er vorüberging, erkannte. Nach den ersten Begrüßungen führte er mich von dort in den deutschen Künstlerverein.

Dieser Verein hat sein Lokal, wie die Künstler mit Stolz zu sagen pflegen, in dem Palast der berühmten Fontana di Trevi. Es ist ein origineller Gedanke, die

Vorderseite eines Palastes, statt sie mit Thüren und Fenstern zu versehen, aus einem bis an das Dach ansteigenden Geröll mächtiger Felsblöcke zu bilden, zwischen denen an allen Orten starke Quellen hervorsprudeln und springen, deren Wasser, von Schalen aufgefangen, zuletzt in ein breites Becken sich ergießen, welches die Hälfte des Platzes vor dem Palaste einnimmt. Die labende Kühlung, welche es verbreitet, läßt Arbeiter, Frauen und Kinder zu allen Tageszeiten hier sich sammeln, auf den Rampen und Treppen des Wasserbeckens sich ruhen und dem Geräusch zuhören, womit der Wasserfall den Platz und die angrenzenden Straßen erfüllt.

Es gefiel mir an diesem Springbrunnen vor Allem, daß die Marmorbilder, mit denen er geziert ist, nicht in der hergebrachten Weise benutzt sind, um das Wasser aus ihren Mäulern, Nasen oder Trompeten hervorspringen zu lassen. Diese Bildsäulen zeigen überall rein menschliche Stellungen und Thätigkeiten, mit dem Ausdruck des Behagens, welches in heißen Ländern jeder Wasserüberfluß erregt; sie erniedrigen sich nirgends zu bloßen Umhüllungen der Wasserröhren und zu Spritzen des Wassers.

Das Innere des Palastes entspricht gegenwärtig dieser großen Außenseite nicht; er ist, wie viele andere in Italien. jetzt an allerhand Leute vermiethet und im ersten Stock hat, wie erwähnt, der deutsche Künstlerverein seinen Sitz. In einer Reihe Zimmer kann man dort, wie in Deutschland, rauchen, essen, lesen und sich unterhalten. Man findet eine kleine Bibliothek deutscher meist älterer Werke über Italien, auch deutsche Zeitungen, und, um die Täuschung, als sei man im Vaterlande, voll zu machen, sprechen nicht blos die Gäste, sondern auch die Diener nur deutsch, denn beide werden nur unter dieser Bedingung aufgenommen.

Im Winter soll der Verein sehr besucht sein, und nach seinen gastfrei abgefaßten Statuten kann jeder Deutsche von Bildung durch ein Mitglied als Gast eingeführt werden, ohne daß es einer weiteren Förmlichkeit bedarf, als daß man seinen Namen in das Fremdenbuch einträgt. Nur bei einem längeren Aufenthalt ist ein geringer Beitrag zu entrichten. Ein Berliner, welcher sich im verflossenen Winter in Rom aufhielt, konnte es auch dort ohne die berliner „Volkszeitung" nicht aushalten; er ließ sie nachkommen und vermachte sie bei seinem Abgange dem Verein, welcher das Abonnement dann fortgesetzt hat. Zu meiner Zeit, im Juni d. J., war die Gesellschaft sehr zusammengeschmolzen; die meisten Künstler hatten Rom bereits verlassen und die noch Anwesenden waren auf dem Sprunge, dasselbe zu thun, um, wie gebräuchlich, vier bis fünf Monate im Lateiner- oder Sabiner-Gebirge zu verleben.

Nach dem Allen sollte man meinen, daß es für den Deutschen in Rom, namentlich für den, der des Italienischen nicht mächtig ist, keinen willkommeneren Ort zur Erholung und zum geselligen Verkehr geben könne; allein die üblen Einflüsse, welche der dauernde Aufenthalt in Rom auf den deutschen Künstler äußert, machen auch hier dem Fremden sich bald bemerklich.

Der wichtigste und einflußreichste Umstand ist der gänzliche Ausschluß der Künstler aus dem römischen Familienleben. Die Römer aller Stände halten sich, dem Fremden gegenüber, mehr abgeschlossen, als es in irgend einem andern Lande geschieht. Es mag sich aus ihrer politischen Geschichte und Lage erklären; nur dadurch vermögen sie vielleicht sich ihre nationale Eigenthümlichkeit noch zu bewahren. Der Adel und die reichen Familien geben im Winter wohl große Gesellschaften, aber diese bleiben für den Künstler

ein leeres Treiben und Drängen, wo er im besten Falle einige Süßigkeiten in Worten oder auf Tellern erhascht und nach einer Stunde froh ist, sie wieder verlassen zu können; dem häuslichen Leben kommt er damit keinen Schritt näher. In den Mittelständen fehlt auch dieser Schein einer Annäherung.

So bleiben die Künstler auf sich selbst angewiesen; von dem römischen Leben haben sie nur das der Straßen und der Café's; und selbst da bekümmert sich der Römer weniger um seinen Nachbar, als in andern Ländern.

Die meisten Künstler sind überdies nur mit beschränkten Mitteln versehen, und die Folge ist, daß sie ausschließlich untereinander verkehren und daß eine Art Studentenleben und Studententon unter ihnen sich entwickelt, dem aber die lebendigen und anziehenden Seiten des deutschen Studententhnms abgehen, da die Mehrzahl der Künstler die tollen Jahre der ersten Jugend hinter sich hat und der Gegensatz zu dem Bürgerphilister in Rom mangelt. So bleibt nur die Ungebundenheit und Nachlässigkeit in Kleidung, Wohnung, in geselligen Manieren und Ausdrucksweisen, welche an das deutsche Studentenleben erinnert.

Diese für den Künstler weit mehr als für den Studenten bedenkliche Isolirung erhält aber ihre gefährlichste Seite erst dadurch, daß der deutsche Künstler dort nicht bloß von dem römischen Familenleben, sondern auch von dem deutschen Vaterlande völlig abgeschnitten ist. Der briefliche Verkehr ist langsam, schwerfällig und kostspielig; die Post ist nur halb so viele Stunden täglich, wie in andern Ländern, geöffnet; ein Brief nach Deutschland kostet neun Groschen, und sowie er ein halbes Loth übersteigt, das Doppelte; er ist über acht Tage und länger unterwegs und frankirte Briefe gehen leicht verloren. Es

ist natürlich, daß unter solchen Umständen die Mehrzahl der Künstler sich auf die nothwendigsten Familienbriefe beschränkt.

Von den deutschen Zeitungen ist in den Café's von Rom nichts zu finden; nur die Augsburger Allgemeine Zeitung wird in zweien gehalten. In dem Künstler-Verein findet sich neben dieser, wie erwähnt, nur die Berliner Volkszeitung, aber kein einziges größeres Blatt aus Norddeutschland oder Oesterreich. Eine große Zahl deutscher Künstler ist überdem nicht Mitglied dieses Vereins; sie sind also in Bezug auf die großen Tages-Interessen des Vaterlandes lediglich auf das angewiesen, was die in Rom unter päpstlicher Censur erscheinenden Zeitungen mittheilen.

Dies wird genügen, um zu verstehen, wie die in Rom lebenden Künstler nur noch eine beschränkte Kenntniß der vaterländischen Verhältnisse besitzen und wie auch das Interesse für die großen politischen und socialen Fragen, welche Deutschland bewegen, bei ihnen mit jedem Jahre ihres Aufenthaltes in Rom mehr erlischt. Anstatt, wie ich vermuthete, in dem Künstlerverein mit Fragen über die preußischen Verhältnisse, über das jetzige Ministerium, über die bekannteren Mitglieder des Landtages bestürmt zu werden, fiel es Niemandem ein, diese Gelegenheit zu benutzen; nur einzelne dürftige Fragen wurden dann und wann laut. Selbst der Krieg mit Dänemark hatte für sie nur das Interesse der Neugierde. Wie wird er endigen? Das war Alles, was man wissen mochte. Seine tiefgreifende Bedeutung für die innere Entwickelung Deutschlands wurde nicht bemerkt oder obenhin mit ein Paar Worten abgefertigt.

Sehr auffallend war mir dabei die vorherrschend

reactionäre Gesinnung unter den Künstlern, welche ich in Rom kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Schon an meinem Freunde, dem Maler, der 1848 mit Leib und Seele zur Demokratie gehörte, bemerkte ich mit Verwunderung eine Gleichgültigkeit, aus welcher man seine jetzige Gesinnung nicht mehr entnehmen konnte. Er selbst erzählte mir von dieser vorherrschend reactionären Richtung; indeß reichte die Vorsicht, welche man als Fremder in solcher Umgebung sich von selbst auferlegt, kaum aus, um aufregende Scenen zu vermeiden.

Als ich, rein aus Artigkeit, der Unterhaltung eine Wendung zu geben suchte, wo ich für die in Rom lebenden Künstler ein regeres Interresse vermuthen konnte und das Gespräch auf Franz II. von Neapel brachte, erkundigte ich mich beiläufig, ob man in Rom Näheres über die Gerüchte wisse, welche sich im vorigen Jahre in Deutschland über eine Dame im Kloster verbreitet hatten. Ich kam indessen mit meinem guten Willen übel an. Man äußerte sich laut und unwillig darüber, daß man in Deutchland eine so vortreffliche Dame und eine so glückliche Ehe verläumden könne. Im Laufe des Gespräches ging einer der Anwesenden so weit, zu behaupten, daß nur die zu große Milde und Menschlichkeit Franz II. ihn um seinem Thron gebracht habe, und von den Uebrigen erhob sich Niemand, der dem widersprochen hätte.

Steht der deutsche Künstler in Rom schon den politischen Interessen seines Vaterlandes fern, so gilt dies in noch höherem Maße von allen Zweigen der Literatur. Es giebt zwar eine deutsche Buchhandlung in Rom, der vieles Gute nachgesagt wird; aber sie darf keinen Bücher-Ballen anders öffnen, als in Gegenwart der mit der Censur beauftragten Herren Geistlichen und die Preise der deutschen

Bücher müssen der Auslagen und der geringen Nachfrage wegen so hoch gestellt werden, daß sie für die meisten Künstler unerschwinglich bleiben.

So abgeschlossen von dem Leben in der Familie, vom Vaterlande, von dem geistigen Strome deutscher Literatur, nur auf die Straße, das Café und den Verkehr einiger Freunde in ähnlicher Lage beschränkt, ist es nicht zu verwundern, wenn die Wirkungen dieser einseitigen Lebensweise auch in die Werkstätten der Künstler eindringen und in ihren Werken erkennbar werden.

Trotz der großen Zahl deutscher Maler in Rom, stehen doch ihre Leistungen an wirklich bedeutenden Werken erheblich dem nach, was von den im Vaterland lebenden Künstlern geschaffen wird. Die künstlerische Thätigkeit in Rom beschränkt sich wesentlich auf das Copiren der alten Meisterwerke, auf Genrebilder des italienischen Volkslebens, auf Landschaften und Portraits.

Es wäre verkehrt, von dem jetzigen Künstler Meisterwerke religiösen Inhalts zu fordern, wie sie von Raphael, Murillo, Rubens, in deren Zeiten geschaffen worden sind; dazu fehlt jetzt der volle Glaube und die Begeisterung für solchen Inhalt; aber kein Zeitalter entbehrt des Stoffes für das große Kunstwerk. Es kommt nur darauf an, daß der Künstler es zu finden versteht. Die vaterländische Geschichte, die großen Fragen des Staats und der Gesellschaft, welche die Gegenwart erschüttern, bieten der Kunst einen reichen Ersatz; und welche großen Erfolge die künstlerische Gestaltung solcher Stoffe erreichen kann, haben einzelne Bilder auf den letzten Ausstellungen in Berlin gezeigt. Aber abgeschnitten von Familie und Vaterland, in einen flachen Kosmopolitismus versunken, vermag der deutsche Künstler in Rom nicht jene klassische Schönheit,

die ihm in den Werken vergangener Jahrhunderte entgegentritt, in genialer Weise auf andere Gebiete des Lebens zu übertragen; er bleibt in der passiven Benutzung jener alten Werke und in der Wiederholung ihres Inhaltes, sei es durch reine Copien, oder durch zwar neue Arbeiten, denen aber die Copie auf der Stirn geschrieben steht.

Es erklärt sich, wie unter solchen Umständen neben der Copie das Genre-Bild und die Landschaft zum Hauptgegenstand der Production werden mußten. Bei einem halbwegs geübten künstlerischen Blick bietet die unmittelbare Wirklichkeit in Italien den vollständigen Inhalt für solche Gemälde, und es bedarf daher auch bei diesen nur des geschickten Copirens. Für die Engländer und Amerikaner, die jetzt die Hauptkäufer für die Künstler in Rom sind, genügt schon, daß der Inhalt italienische Natur, italienisches Volksleben darstelle; die stereotype Bewunderung solchen Inhalts läßt sie alle sonstigen Mängel übersehn und sichert ihnen den Ruhm eines Kunstkenners, wenn sie damit beladen in ihr prosaisches Vaterland zurückkehren.

Hiermit hängt die allgemeine Gewohnheit der Künstler zusammen, Rom im Sommer auf vier bis fünf Monate zu verlassen und sich in die abgelegenen Dörfer des Gebirges zu vergraben. Ihre Isolirung, schon in Rom groß genug, steigt da auf einen Grad, bei dem man nur staunen muß, daß ein gebildeter Mensch ihn auf so lange zu ertragen vermag. Während der Künstler, um Großes zu schaffen, mitten in dem häuslichen und öffentlichen Leben stehn, von dessen Freuden und Schmerzen sich durchdringen lassen muß, wenn er auch nicht davon sich überwältigen lassen darf, gleicht solcher Landaufenthalt der Lebensweise eines alten Anachoreten und muß zur Vertrocknung der geistigen Productivität führen.

Die Künstler ziehn sich alljährlich immer tiefer in die Schluchten entlegener Landschaften zurück, um irgendwo noch eine neue landschaftliche Scenerie, eine neue Situation, eine neue Tracht zu entdecken; denn in den zugänglicheren Ortschaften ist bereits alles ausgebeutet und erschöpft, und die eigene Phantasie ist nicht im Stande, den Stoff zu Höherem zu liefern. Das Resultat solcher Vereinsamung kann nur die Idylle der Landschaft und des Bauernhauses sein.

Trotzdem machen die lebenden Modelle in Rom bei der Unzahl von Dilettanten, neben den Künstlern, sehr gute Geschäfte. Sie halten sich nur während des Winters für ihren Verdienst in Rom auf und kehren im Sommer in ihre heimathlichen Dörfer zurück, wo sie dann die Signorini spielen. Die Schönheit steht bei diesen Modellen erst in zweiter Linie; stark markirte Züge, eine zerlumpte Kleidung, ein alter schäbiger Hut sind die Haupterfordernisse für das Genre-Bild.

Der mit diesen Verhältnissen Vertraute findet auf hundert Bildern dieselben Gesichter wieder, und ein Maler aus Rom, der eine Reise nach England oder Nordamerika macht, würde sich in den Privatgallerien dieser Länder unter lauter Bekannten wieder finden.

Die weiblichen Modelle kommen nur in Begleitung der Mutter und sind mit ihren Reizen sehr haushälterisch. Jeder Zoll weiter hat seine Taxe, welche pränumerando erlegt werden muß. Sie machen nicht selten ihr Glück durch eine Heirath, und noch kürzlich war ein solches in Rom allbekanntes Modell von einem reichen Pariser heimgeführt worden.

Die bedeutenderen Künstler in Rom vermeiden die Benutzung dieser Modelle; um die Originalität ihrer Fi-

guren sich zu erhalten, ziehen sie mit ihrem Diener auf die Wochenmärkte in Rom aus; finden sie dort ein brauchbares Gesicht, eine passende Gestalt, so wird die betreffende Person ganz im Geheimen zur Sitzung in das Atelier geführt und ebenso vorsichtig unter dem Siegel der Verschwiegenheit wieder entlassen. Der Bursche kehrt dann vergnügt mit seinem Esel in sein Dorf zurück; sein dummer Kopf hat ihm mehr eingebracht, als die mühsam gepflegten Kohlköpfe seines Gartens.

Einen auffallenden Zug bei den deutschen Künstlern in Rom bildet ihre krankhafte Reizbarkeit in Bezug auf Alles, was Rom und Italien an Natur- und Kunstschönheiten besitzt. Wer nicht unbedingt hierbei in Bewunderung versinkt, gilt für einen Barbaren. Ich selbst erfuhr dies, als ich meinte, daß in Italien sich die Gestaltung der Gebirge, die Bauart der Häuser, die Weise der Bodencultur und manches Andere so gleichmäßig wiederhole, daß man die Aufsuchung j e d e s in den Reisebüchern empfohlenen Punktes sich billig ersparen könne.

Die dem Deutschen so unangenehme Nachlässigkeit und Unsauberheit italienischer Orte in Wohnung, Kleidung und Hausrath galt ihnen als die unentbehrliche Bedingung des Malerischen, und die Pein, welche man von dem Ungeziefer bei Tag und Nacht zu leiden hat, erklärten sie nur für Empfindelei, für Mangel und Kunstsinn, der bei gehöriger Entwickelung dergleichen gar nicht bemerke.

Das forcirte und an das Affectirte streifende eines solchen Kunstenthusiasmus schien mir eine neue Bestätigung der gedrückten und vereinsamten Stellung der dortigen deutschen Künstler. Losgelöst von dem, was auf andern Gebieten das Herz, den Geist, die Phantasie hoch hebt, halten sie in dem Gebiete der Kunst, wo allein sie als die

Herren sich fühlen, an dem von Alters her für klassisch, schön Erklärten krampfhaft fest und lassen keinen Widerspruch aufkommen.

Es kann auffallen, wie unter solchen, der wahren Kunst ungünstigen Verhältnissen dennoch eine so große Zahl deutscher Künstler in Rom ihren bleibenden Aufenthalt nehmen mag. Es erklärt sich indeß zunächst daraus, daß Rom der Hauptmarkt der Welt für Gemälde und Bildwerke ist; nirgends findet der Küustler eine bessere Gelegenheit zum Verkauf seiner Arbeiten. Insbesondere sind es jetzt die Amerikaner, welche die bedeutendsten Ankäufe machen und alle Künstler waren mit dem verflossenen Winter zufrieden.

Sodann lebt der deutsche Künstler in Rom billiger, als in den großen Städten seines Vaterlandes, er mag verheirathet sein oder nicht. Das Leben in Rom ist bei einfachen Ansprüchen an sich nicht theuer und der Künstler kann in Wohnung und Kleidung sich so ungenirt einrichten, wie nirgends anders. Das Atelier eines der bekannteren Künstler fand ich drei Treppen hoch, unmittelbar unter dem Dache, so daß die Dachziegeln und Sparren die Decke bildeten. Der Hausrath war der Art, daß ihn ein deutscher Student nicht zugelassen hätte, und ein alter verrosteter Windofen stand noch als Zeichen des vergangenen kalten Winters im Zimmer; seine krumme, mit Lehm verschmierte Röhre zog sich der Decke entlang unmittelbar zum Dache hinaus. In Berlin würde diese Einrichtung für einen viel besuchten Maler nicht möglich sein; in Rom wird sie von den Engländern und Amerikanern als Zeichen der Genialität bewundert.

Ich redete meinem Freunde zu, zu heirathen; er konnte indeß über die Bedenklichkeiten eines solchen Schrittes nicht

hinwegkommen. Eine Römerin zu heirathen, hat für den deutschen Künstler seine Schwierigken und die abschreckenden Beispiele derer, die es versucht haben, machen es noch bedenklicher. Er hätte wohl gern eine Deutsche geheirathet, aber deshalb nach Deutschland zu reisen, konnte er sich nicht entschließen. Er versicherte mir viele Male, das Leben in Rom habe seine eigenthümlichen Reize. Auf meine Aufforderung, dies mir näher zu erklären, versicherte er nach wiederholten vergeblichen Ansätzen endlich, daß solcher Reiz unsagbar und nicht zu beschreiben sei.

Vielleicht, daß ich den Schlüssel zu diesem unlösbaren Räthsel in dem Obigen gefunden habe.

Pompeji und der Vesuv.

Es giebt Hunderte von Schilderungen Pompeji's und des Vesuv's, aber die unbedingte Bewunderung für das Alterthum und die Schwärmerei für italienische Natur hat die Meisten davon zu Uebertreibungen verleitet oder in ein Pathos gerathen lassen, welche es schwer machen, aus ihren Darstellungen eine klare Vorstellung des Wirklichen zu gewinnen. Auch haben die letzten Jahre erhebliche Veränderungen herbeigeführt; die Ausgrabungen in Pompeji haben neue Straßen aufgedeckt und die heftigen Ausbrüche des Vesuv's in dem vorigen Jahrzehnt haben die Physiognomie des Berges wesentlich verändert.

Pompeji liegt eine halbe Stunde vom Meere in dem breiten Thale zwischen dem Vesuv und dem Monte St. Angelo, das sich nach Salerno hinaufzieht. Es war in der Römerzeit eine bedeutende Provinzialstadt, die einen lebhaften Handel betrieb. Der Ausbruch des Vesuv's, durch den sie verschüttet wurde, geschah im Jahre 79; man spricht gewöhnlich von einem Aschenregen, aber eigentliche Asche bildet nur den geringsten Theil der Decke; das Meiste sind kleine Bimssteine, ohngefähr von der Größe einer Nuß. Diese Decke ist nur einige Ellen stark und zwei Drittel der Stadt sind noch heute davon bedeckt. Der Boden ist da mit Gras bewachsen; man treibt das Vieh

darauf, und wenn man über diese Weiden wandert, zeigt nichts die Spur, daß wenige Fuß tiefer eine antike Stadt mit Kunstschätzen begraben liegt, welche vielleicht Alles überbieten, was wir bis jetzt aus dem Alterthum besitzen.

Die Ausgrabungen geschehen in sehr einfacher Weise. Die Bimssteindecke wird mit Hacken von den Arbeitern aufgehackt und das Gestein in Handkarren bei Seite gefahren. Wenn die Mauerreste erreicht sind, wird dasselbe Verfahren, nur vorsichtiger, fortgesetzt, bis man die Fußböden oder das Straßenpflaster erreicht. Auf diese Weise ist bis jetzt ein Drittel der Stadt mit den alten Stadtmauern aufgegraben worden. Den Schutt hat man außerhalb der Stadtmauern in hohen Wällen aufgefahren, welche jetzt von außen Pompeji ganz verdecken und es möglich machen, die Zugänge abzuschließen und auf zwei alte Thore zu beschränken. Hier befinden sich Wachthäuser, wo man in Folge der von der italienischen Regierung getroffenen Anordnungen für zwei Franken eine Eintrittskarte zu lösen hat und dafür auch noch einen ziemlich bewanderten Führer erhält. Durch diese lobenswerthe Einrichtung ist der doppelte Vortheil erreicht, daß die werthvollen Ueberreste vor der Leidenschaft der Reisenden Andenken mitzunehmen oder ihren Namen anzuschreiben, bewahrt, und daß die Reisenden von der Unzahl Bettler und Führer befreit sind, welche das Terrain früher so unter sich getheilt hatten, daß der Fremde von dem Einen dem Andern überliefert wurde und die Trinkgelder kein Ende nahmen.

Das beste Verständniß für Pompeji gewähren die heutigen Landstädte Unteritaliens, denn die Lebensweise hat hier seit Jahrtausenden sich äußerlich wenig geändert; Klima, Bedürfnisse, und die Mittel, sie zu befriedigen, sind gleich geblieben, und Häuser und Städte sind trotz

aller Zerstörungen der Menschen und Elemente immer in denselben Formen wieder erstanden.

Die Häuser der Römer waren, wie jetzt, von Stein aufgeführt; auf das Erdgeschoß war nur theilweise ein zweiter Stock aufgesetzt; die Dächer waren platt und dienten zu allerlei häuslichen Zwecken. Die Last des Aschen- und Steinregens bei dem Ausbruch drückte diese platten Dächer ein, der obere Theil der Mauern brach zusammen und nur die Außen- und Zwischenmauern des Erdgeschosses erhielten sich. So weit diese und die nicht ganz zusammenbrechende Decke einen Schutz gewährten, haben sich die Geräthschaften, die Kunstwerke, die Zimmerverzierungen unter der dichten Hülle des Steinregens ziemlich unversehrt erhalten.

Daraus erklärt sich der heutige Zustand von Pompeji. Man darf nicht glauben, gegenwärtig in eine wohlerhaltene altrömische Stadt einzutreten, wo Alles bis auf das Kleinste noch steht und liegt, wie zur Stunde des Ausbruches vor 1800 Jahren. Wenn man durch das Thor der alten hohen Stadtmauer eingetreten ist, befindet man sich zwar in Gassen, die lang und krumm sich hinziehen und einander vielfach durchkreuzen; aber von den ehemaligen Häusern auf beiden Seiten sind nur die grauen Mauern des Erdgeschosses vorhanden, die mit ihren zerrissenen, ungleichen Rändern nur den Anblick von Ruinen gewähren. Diese Mauern laufen so einförmig fort, daß man erst an den innern Zwischenwänden die Unterschiede der einzelnen Häuser erkennen kann. Die Oeffnungen für die Hausthüren sind noch vorhanden, aber Fenster nach der Straße zu bemerkt man nur selten, und wo eines sich zeigt, ist es, wie noch heute in Griechenland und Kostantinopel, klein und mit eisernen Gittern versehen.

Offenbar war das häusliche Leben bei den alten Römern abgeschlossener als gegenwärtig. Während alle Thätigkeit für den Staat und für die Gemeinde in voller Oeffentlichkeit geschah, zog der Römer, wie noch heute die Asiaten, in seinem Hause sich völlig zurück; die Straße war ihm nur das Mittel, in sein Haus zu kommen, sonst hatte sie kein Interesse, und wo möglich vermauerte er die Aussicht dahin gänzlich.

Die Straßen oder vielmehr Gassen Pompeji's sind sämmtlich schmal, wie noch heute überall in Italien; aber abweichend ist die Einrichtung des Weges für die Fußgänger. Der Pfad für diese ist um drei Fuß höher als der Fahrweg, und indem jener an beiden Seiten der Straße sich hinzieht, macht er den Fahrweg so enge, daß ein Ausweichen der Wagen unmöglich ist. Damit die Fußgänger von einer Seite der Straße zur andern gelangen können, ohne in den Fahrweg hinabsteigen zu müssen, sind in Entfernungen von je ungefähr hundert Schritt große Steine von der Höhe des Fußweges in die Mitte der Fahrstraße gelegt; die Lücken zwischen ihnen und dem Fußwege sind gerade nur so breit, daß die Zugthiere und die Räder der Wagen hindurchkönnen, von den Fußgängern oben aber mit Bequemlichkeit überschritten werden können.

Diese sonderbare, den Wagenverkehr erschwerende Einrichtung findet sich in allen Straßen Pompeji's. Dessen ungeachtet muß ein lebhafter Verkehr stattgefunden haben; denn die Steine des Fahrweges haben tiefe Geleise von den Wagenrädern; sie müssen also viele Jahre gelegen haben und zeigen, daß man in alten Zeiten Jahrhunderte verstreichen ließ, ohne an die Besserung des abscheulichen Pflasters zu denken. An ein bequemes Spazierenfahren in Karossen war also in jenen Zeiten nicht zu denken. Nur

an einer Stelle sieht man noch den Anfang einer Straßenbesserung; die Arbeiter sind aber dabei durch den Ausbruch des Vesuv's gestört worden.

In den Hauptstraßen ist offenbar ein starker Handel getrieben worden, und die Vorderseite der Häuser war zu Verkaufsläden eingerichtet. An mehreren Orten stehen noch die großen thönernen Krüge (Amphorae), aus denen man das Oel und den Wein verkaufte, und viele Stellen der Mauern tragen rothe Inschriften, welche nach Art unserer Schilder die Waare oder das Geschäft im Hause bezeichneten. Auch Symbole scheint man, wie die Handwerker bei uns, dazu benutzt zu haben, und die Unbefangenheit der Sitten im Alterthum ging so weit, daß an Häusern schlechten Rufes noch heute in Pompeji dergleichen in Stein gehauene, nicht mißzuverstehende, Symbole zu sehen sind.

Ich suchte in diesen langen, öden, krummen Gassen vergeblich nach einer Abwechselung, und selbst wenn ich mir mit aller Anstrengung der Einbildungskraft die Häuser noch unversehrt, die Menschen in den Läden, die Ochsen-Karren auf den Straßen hinzudachte, schien mir der Eindruck einer solchen römischen Provinzialstadt noch beengender und langweiliger, als der einer heutigen italienischen Landstadt.

Um so begieriger wandte ich mich zu dem Innern der Häuser, wo ich den Ersatz für jene Langeweile der Straße zu finden hoffte. Viele von den Häusern sind, bis auf die Decken, noch gut erhalten und geben ein deutliches Bild des häuslichen Lebens. Die innere Einrichtung der Häuser ist, so weit nicht das Gewerbe eine geringe Aenderung nöthig machte, in allen dieselbe, und wenn man eines gesehen hat, so kann man in jedem, selbst im Dunkeln, sich zurecht finden; mit so peinlicher Genauigkeit wiederholt sich das einmal angenommene Schema.

Von der Hausthüre gelangt man durch einen schmalen kurzen Gang zu dem Atrium, in seiner Bestimmung ähnlich dem Parlour der Engländer. Es war der Haupt-Aufenthalt der Familie, hier stand der Altar für die Hausgötter, der in vielen der Häuser noch heute vorhanden ist; hier hingen die Bildnisse der Ahnen; in der Mitte war ein Wasserbecken oder ein Springbrunnen, und das Dach darüber war offen. Vom Atrium führen Thüren in kleine Zimmer, die es von allen Seiten umgeben und einschließen; sie dienten zum Schlafen, zur Bibliothek, zur Küche, zu Vorrathskammern, zu der Wohnung der Sklaven, deren häusliche Stellung wenig von der der heutigen Dienstboten verschieden war.

Hinter dem Atrium folgt regelmäßig das Peristylium oder der innere Hof mit einem Säulengange und einem Gartenbeet in der Mitte. Dieser Hof hat höchstens die vierfache Größe des Atriums und ist, wie dieses, von kleinen Nebenzimmern für häusliche Zwecke umschlossen. Gegen die Nachbarn ist das ganze Haus, wie gegen die Straße, völlig abgeschlossen; alles Licht kommt nur von dem Atrium und Peristylium in die Zimmer, die, ohne Fenster, Luft und Licht nur durch die Thüre erhalten.

Die Verzierung und Ausschmückung des Hauses durch die Kunst beschränkt sich wesentlich auf die zwei Hauptpunkte, das Atrium und das Peristylium. Hier sind die Fußböden von Mosaik, oft von vortrefflicher Arbeit und den schönsten Mustern; die Wände sind auf rothbraunem oder schwarzem Grund mit hellen Malereien al fresco geschmückt, und hier stand, was der Hausherr an Bildsäulen oder andern Kunstwerken in Marmor oder Erz besaß. Alles Werthvolle, was man bei den Ausgrabungen an diesen Stellen gefunden hat, befindet sich jetzt in dem Museo

nazionalc (ehemals Museo Borbonico) zu Neapel; selbst die besseren Frescogemälde und die feinern Masaikfußböden sind mit vieler Vorsicht von den Mauern und dem Boden abgetrennt und dahin geschafft worden.

Diese Einrichtung der Häuser kennzeichnet das häusliche Leben der alten Welt mehr wie alles andere; es stand dem Leben, wie es noch heute im Oriente besteht, ungleich näher als dem unsrigen; es war durchaus gegen die Oeffentlichkeit abgeschlossen. Für die Männer mochte dies erträglich, ja angenehm sein; ihre Theilnahme an den Staats- und Gemeindeangelegenheiten, ihre Handelsgeschäfte führten sie den größten Theil des Tages auf das Forum, auf die Straße, auf Reisen; aber die Frauen waren im Hause eingeschlossen, und selbst ihre Theilnahme am Theater war nur eine beschränkte.

Um in ihren Zustand sich zu versetzen, müssen die verehrten Leserinnen sich vorstellen, daß sie nicht nur die ganze Woche, mit Ausnahme weniger Gänge auf die Straße, im Hause zuzubringen hätten, sondern es auch keinen Sonntag gäbe, der diese Einförmigkeit unterbräche; daß ihre Wohnung keine Fenster nach der Straße und den Nachbarn hätte; daß es weder Bücher noch Journale gäbe; daß der Schnitt und die Farbe der Kleider ihr ganzes Leben hindurch sich nicht veränderten und ein Wechsel der Moden in Anzug, Zimmereinrichtung, Vergnügen nicht einmal dem Namen nach bekannt wäre; daß es weder Spaziergänge noch Spazierfahrten gäbe; daß Concerte und Gesellschaften in unserem Sinne eine völlig unbekannte Sache wären und daß selbst ihre Theilnahme am Theater sich auf einige Festtage im Jahre beschränkte, wo sie auf den steinernen Sitzen der oberen Reihen, der Sonnenhitze ausgesetzt, getrennt von den Männern, einem Trauerspiele

des Euripides oder Lustspiele des Terenz zusehen könnten, dessen Inhalt ihnen schon von Kindesbeinen an bekannt wäre.

Die gelehrten Alterthumskenner mögen uns noch so viel von der edlen Stellung der Frauen bei den Griechen und Römern erzählen, so bleibt doch das Ergebniß für die große Masse der mittleren und niedern Stände, daß die Frauen zwar keine Sclavinnen der Männer mehr waren, wie im Orient, daß sie auch im Hause ihre Geltung hatten, aber daß der Bildungszustand derselben in geistiger und ästhetischer Hinsicht auf einer sehr niedrigen Stufe sich befunden hat, und daß ihr Leben in einer Eintönigkeit inmitten der Hauswirthschaft und der Sclavinnen verflossen ist, welche jetzt selbst der einfachsten Handwerkerfrau unerträglich vorkommen würde.

Wenn man neben dem Bilde, das Pompeji dafür aufrollt, noch einen Beweis fordert, so bedarf es nur der Hinweisung auf die im Alterthum herrschenden Ansichten über öffentliche Schamhaftigkeit. Sie sind der wahre Gradmesser für den jeweiligen Bildungszustand der Frauen; je empfindlicher jene ist, desto höher steht die Frau in intellectueller Beziehung.

Der Cultus des Nackten in Kunst und Sitte, der sich durch das ganze Alterthum zieht, ist nicht, wie man immer behauptet, die Ursache dieser geringern Empfindlichkeit, sondern vielmehr ihre Folge und Wirkung. Nur da, wo die Beziehung zwischen Mann und Frau wesentlich blos die sinnliche ist, entwickelt sich, aber da auch mit Nothwendigkeit, eine Abstumpfung der Empfindung gegen das Sichtbare und Körperliche dieser Beziehung, welche es gestattet, dergleichen als ein unverfängliches Element in die Kunst und die Sitten eintreten zu lassen. Indem bei dieser Abstumpfung die sinnliche Empfindung weniger erreg-

bar ist, wird es dadurch der Bevölkerung möglich, das in diesen Dingen enthaltene Element des Schönen und Kräftigen rein mit künstlerischem und religiösem Sinne aufzufassen und zu genießen.

Nur so erklärt sich die Unzahl von Kunstwerken, Hausgeräthen, Schmucksachen, Verzierungen und Nippsachen, welche allein in Pompeji aufgefunden sind, und welche das jetzige Schamgefühl in so grober Weise verletzen, daß man sie in einem besonderen Saale im Museum hat aufstellen müssen, der davon völlig gefüllt ist. Es war nicht der sinnliche Reiz, der dabei gesucht wurde, vielmehr war dieser so beseitigt, daß gerade dadurch erst der Gegenstand künstlerisch und symbolisch erfaßt und genossen werden konnte. Aber dennoch war solcher Zustand nur durch eine Abstumpfung der Empfindung möglich, welcher, wie auch der Orient lehrt, unvermeidlich eintritt, wo die geistige Bildung der Frau noch fehlt, sei ihr Charakter auch noch so rein und untadelhaft.

Erst wo diese Bedingung, wie in der modernen Welt, in dem Verhältnisse zwischen Mann und Frau hinzukommt, tritt das sinnliche Element aus der Unmittelbarkeit zurück. Es verschwindet nicht, aber die geistige Bildung der Frau läßt jenes dann so sehr zurückweichen und sich verhüllen, daß auch bei dem Manne jene nur aus der dreisten Unmittelbarkeit hervorgehende Abstumpfung sich nicht mehr ausbildet. Das öffentliche Schamgefühl erhält dann eine Reizbarkeit, welche den Genuß des Kunstschönen, des Symbolischen in dergleichen Gestaltungen stört, ja unmöglich macht, und damit jenen künstlerischen Cultus des Nackten und Sinnlichen von selbst aus den Sitten verschwinden läßt.

Nichts ist verfehlter, als, getrieben von einem blinden Enthusiasmus für Kunst und Alterthümer, diese Reizbarkeit

als eine Schwäche ignoriren oder bekämpfen zu wollen, wie es in einzelnen deutschen Museen und auf der Schloßbrücke in Berlin geschehen ist. Dieses gesteigerte Schamgefühl der modernen Zeit mag mitunter in Prüderie ausarten; aber in seinem Kerne gehört es zu den besten Errungenschaften des modernen Lebens.

Die Wirkungen dieser veränderten Empfindungsweise reichen weit über das hier berührte Gebiet hinaus. Die gehobene intellectuelle Stellung der modernen Frau, von der jene Veränderung selbst nur erst eine Wirkung ist, hat in das ganze heutige Leben der Familie und der Gesellschaft einen Reiz von unerschöpflicher Mannichfaltigkeit der Beziehungen gebracht, von der das Alterthum keine Ahnung hatte. Nur deshalb herrscht in den Kunstwerken des Alterthums, trotz ihrer klassischen Vollendung, doch eine Monotonie der Motive, der Situationen, des Gedankens, welche der Verständige bei aller Verehrung für das Klassisch-Antike sich nicht verbergen kann, und welche der wahre Grund ist, weshalb alle Versuche, die alte Tragödie und Komödie auf dem modernen Theater wieder heimisch zu machen, bei dem großen Publikum fehlschlagen müssen. Die antike Sculptur und Malerei, ebenso wie die antike Tragödie kamen nicht hinaus über die von Alters her überlieferten Götter- und Heroen-Gestalten, über den Kreis der hesiodischen und homerischen Königsgeschlechter, ihrer Charaktere und Thaten. In ihnen war aller höhere Inhalt des häuslichen und geselligen Lebens erschöpft; ebenso wie die Lustspiele des Plautus und Terenz sich in einer sehr beschränkten Zahl stereotyper Verwickelungen und Charaktere herumdrehen.

Weshalb kam das antike Leben und selbst der antike Künstler in seinen Conceptionen nicht darüber hinaus?

Nur, weil den Frauen der Grad geistiger Entwickelung und Bildung abging, welcher sie heute den Männern gleichstellt. Nur dadurch hat sich in der modernen Familie und Gesellschaft eine unerschöpfliche Quelle von neuen Interessen und Empfindungen gebildet, welche es möglich macht, daß unsere Literatur in der Tragödie, der Komödie, in dem Liede und dem Roman einen Reichthum, eine Mannichfaltigkeit spannender Beziehungen, feiner Situationen und Intriguen bieten kann, von denen das Alterthum keine Ahnung hatte.

Um dies ganz zu erkennen, versuche man nur, aus unseren Dramen und Novellen die gebildeten Frauen hinwegzunehmen, und das ganze Gebäude wird in Trümmer fallen, wenn auch dabei die weibliche Tugend, die Bruderliebe einer Antigone, der Heroismus einer Lucretia unberührt gelassen werden. Man lese heute die Lieder von Anacreon und morgen die Lieder von Heine, und man wird die Wahrheit des hier Angedeuteten tiefer empfinden, als mit allen Gründen des Verstandes zu entwickeln möglich ist.

Diese Montonie des Lebens mußte nothwendig in einer Provinzialstadt in noch höherem Maße hervortreten, als in den großen Mittelpunkten der alten Welt, an welche man bei den Vorstellungen von Alterthum gewöhnlich allein zu denken pflegt. Diese Empfindung war es auch, welche immer stärker in mir wurde, je länger ich in diesen Straßen und Häusern Pompeji's verweilte.

Ihre Einförmigkeit wird auch durch ein Amphitheater und zwei Theater, welche man aufgefunden hat, wenig unterbrochen. Da die Theater nur aus steinernen Sitzreihen bestanden, welche im Halbkreis sich eine über die andere erhoben, mit einer Scene gegenüber, die ebenfalls aus Stein aufgebaut war, so waren sie keine Gebäude in

unserm Sinne; sie hatten weder Umfassungsmauern noch ein Dach; man spielte nur am Tage, und es haben sich deshalb diese Theater auch besser wie die Häuser erhalten. Aber eben deshalb waren sie auch wenig geeignet, äußerlich zur Verzierung der Stadt beizutragen, und man trug kein Bedenken, sie von allen Seiten in die Privathäuser einzuklemmen, so daß jede Ansicht ihrer von außen unmöglich ist.

Den Glanzpunkt vom Pompeji bildet das Forum. Man darf dies nicht mit Marktplatz übersetzen; denn das Forum diente nicht zum Verkauf von Waaren, sondern nur zu öffentlichen Versammlungen und zu dem täglichen Verkehr der Männer. Es besteht aus einem länglichen, ziemlich großen Viereck, war durch Säulengänge verziert und von einer Reihe öffentlicher Gebäude und Tempel eingeschlossen. Der Führer zeigt das Versammlungshaus des Senats, die Basilica, wo die Gerichtsverhandlungen statthatten, den Tempel des Jupiter, der Venus u. s. w.; aber man lasse sich durch diese Namen nicht täuschen; von all' diesen Herrlichkeiten sind nur noch Trümmer, Mauerreste, Säulenschafte, Fußgestelle, Treppenstufen vorhanden. Diese öffentlichen Gebäude haben dem Ausbruche des Vesuvs noch weniger wie die Privathäuser widerstanden, und man muß viel Gelehrsamkeit, eine rege Einbildungskraft und Begeisterung für das Alterthum mitbringen, um etwas Besonderes in ihnen zu erkennen.

Das Forum war für die alten Römer zugleich das, was der Corso für die heutigen Italiener. Das Spazierengehen der Deutschen kannten weder die Römer noch die Griechen; es fehlte ihnen sogar das Wort dafür; denn ambulare und περιπατειν bezeichnen nur das Umhergehen in Säulengängen und umschlossenen Plätzen. Wahrscheinlich haben die Mauern der Gärten und Villen ihnen dieses

ungehinderte Ergehen in der freien Natur eben so unmöglich gemacht, wie den heutigen Italienern. Die alten, wie die gegenwärtigen Bewohner Italiens suchten daher die Erholung nur innerhalb der Stadt. Man traf sich nach den Geschäften des Tages auf dem Forum, wie jetzt auf dem Corso, und der Unterschied war nur der, daß auf dem Forum die eleganten Karossen und Frauen fehlten, welche die Hauptzierde des modernen Corso bilden.

Man hat in Pompeji auch viele Manuscripte gefunden, aber in einem Zustande, der die anfängliche Hoffnung auf Bereicherung der klassischen Literatur sehr niedergeschlagen hat. Sie sind sämmtlich verkohlt und haben das Aussehen schwarzer, staubiger Spinngewebe, wie man im Museum von Neapel sehen kann, wo sie in Glaskasten aufbewahrt werden. Dennoch ist man durch ausdauernden Fleiß und mit Hilfe von Vergrößerungsgläsern dahin gelangt, einzelne Worte und Zeilen aus diesem losen Spinngewebe herauszulesen. Noch gegenwärtig sind mehrere eigens dazu gebildete und eingeübte Beamte im Museum mit der Entzifferung solcher Manuscripte beschäftigt. Auf den ersten Blick hält man dies für ganz unmöglich, und man begreift kaum, was diese Männer mit ihrem Stundenlang andauernden Starren durch die Lupe auf dieses schwarze Gefaser bezwecken. Wenn man indeß selbst einige Zeit aufmerksam auf diese schwarzen Gewebe in der Nähe hinsieht und dabei den Athem anhält, so bemerkt man zuletzt Spuren von Buchstaben. Die Dinte oder Tusche, mit der sie geschrieben sind, hat nehmlich sonderbarerweise da, wo sie das Papier bedeckte, mehr vor der Verwesung geschützt, die Masse ist da zusammenhängend geblieben, während daneben sich nur noch die feine Faser erhalten hat. Indeß ist man trotzdem nicht über Entzifferung einzelner Zeilen

hinausgelangt, und es scheint, als wenn auch durch diese mühsame Arbeit, wobei oft ein ganzer Tag zu einer Zeile verwendet werden muß, eine große Bereicherung der alten Literatur nicht zu erwarten ist.

Ehe wir Pompeji verließen, führte man uns noch zu den versteinerten Körpern dreier unglücklichen Bewohner dieser Stadt, welche, während die übrige Bevölkerung sich bereits aus den Mauern derselben in das Freie geflüchtet, sich wahrscheinlich verspätet hatten, von dem Aschen- und Steinregen noch auf der Straße erreicht wurden, und da einen schrecklichen Tod fanden. Die Steindecke, mit der sie überschüttet waren, hat sich ziemlich von den Körpern ablösen lassen, und man kann die einzelnen Gestalten erkennen. Es ist ein Mann mit seiner Frau und Tochter. Alle drei haben eine liegende, vom Steinregen niedergedrückte Stellung; der Mann war voran; nach ihm die Frau, die, in andern Umständen, ihm wahrscheinlich nicht so schnell folgen konnte, als die Noth es erfordete; zuletzt die erwachsene Tochter, welche die Mutter nicht verlassen mochte. Die Gestalt der Füße der Frau hat sich sehr gut erhalten, und zeigt Formen von großer Schönheit. Alle drei machen, nach der Stellung der Arme zu schließen, den Versuch, noch auf der Erde liegend, sich zu heben, Luft zu schöpfen, und die Last des Steinregens von sich abzuwälzen; die Gestalt des Mädchens zeigt insbesondere einen langen und harten Todeskampf.

In der Villa des Arrius Diomedes hat man in den Gewölben, welche zu den Weinkellern gedient haben, und noch vollständig erhalten sind, zwanzig Skelette gefunden. Wahrscheinlich hat der Besitzer mit seiner Familie und seinen Sclaven sich bei dem Beginn des Ausbruches in diese Gewölbe geflüchtet, auf deren Festigkeit er vertraute.

Sie haben auch vorgehalten, aber die zur Dicke mehrerer Ellen sich häufende Steindecke nahm den in den Kellern Eingeschlossenen das Licht und die Luft, und ein langsamer Erstickungstod war ihr furchtbares Ende.

Da sich sonst auf den Straßen und in den Häusern nur sehr wenige Scelette gefunden haben, so nimmt man an, daß die sämmtlichen Einwohner schon vor Beginn des Aschenregens aus der Stadt geflohen sind. Nur auf der Hauptwache hat der römische Centurio mit 37 Soldaten seinen Posten trotz der allgemeinen Flucht der Einwohner nicht verlassen; in eherner römischer Disciplin aufgewachsen, haben sie sich alle eher unter dem Steinregen begraben lassen, als daß sie von dem Posten gewichen wären. Man hat ihre Skelette, noch mit der römischen Rüstung und den Waffen angethan, vorgefunden.

Da noch zwei Drittel der Stadt aufzudecken sind, so ist die Erwartung natürlich, daß noch mancher Schatz hier gefunden werden könne; die Ausgrabungen sind auch seit Eintritt der italienischen Regierung mit verstärkten Mitteln fortgesetzt worden; indeß ist es wohl eine Täuschung, wenn man für die Erkenntniß des antiken Lebens noch große Aufschlüsse erwartet. Es wird sich hier nur das bereits in dem aufgedeckten Theile Gefundene wiederholen; dagegen ist es nicht unwahrscheinlich, daß von Kunstwerken noch manches Meisterstück gefunden werden kann, da Pompeji des schönen Klima's wegen in der letzten Zeit der römischen Republik viel von vornehmen Römern bewohnt wurde. Auch Cicero hatte hier eine Villa.

Erst vierzehn Tage vor meinem Besuche in Pompeji war dort die zwei Fuß hohe Bronce-Statue eines Satyr gefunden worden, welche im Museum zu Neapel unter einer Glasglocke ausgestellt wurde. Sie war von vortrefflicher Arbeit,

wurde allgemein bewundert und das achtzehnhundertjährige Grab, in dem sie gelegen, hatte sie nur mit einem leichten grünlichen Rost überzogen, welcher dem Ausdruck der Züge und der Feinheit der Musculatur keinen Abbruch that.

Der Vesuv, von dem diese Verheerungen ausgegangen, ist von Pompeji ungefähr eine Meile in gerader Richtung entfernt. Der Aschen- und Steinregen hat damals eine Fläche von mehr als zwei Quadratmeilen in der Höhe mehrerer Ellen bedeckt. Daraus kann man die ungeheure Masse der ausgestoßenen Steine abnehmen und die Kraft, mit der sie geschleudert worden sind. Diese Masse, wenn man sie zusammenhäufte, würde einen gleich hohen und starken Kegel bilden, wie der obere Theil des Vesuvs selbst ist.

Die Gestalt des oberen Berges ist sehr regelmäßig; auf dem niederen Gebirge hebt sich dieser Kegel von allen Seiten gleichmäßig steil an 1000 Fuß empor und bildet überall den landschaftlichen Halt für die mannichfachen und berühmten Ansichten Neapels und seiner Umgegend.

Wenn man mit der Eisenbahn von Rom nach Neapel kommt, sieht man den Berg fortwährend zu seiner Linken; er sticht gegen die grünen Nachbarberge weniger durch seine Höhe ab, als durch die rothbraune glänzende Farbe, wenn die Abendsonne ihn beleuchtet. Der Berg war mir in dem Coupee längst aufgefallen, und ich glaubte nur deshalb ihn nicht für den Vesuv nehmen zu dürfen, weil aus seinem Gipfel nicht der mindeste Rauch sich erhob. Später erfuhr ich, daß seit einigen Jahren der Rauch so schwach ist, daß man ihn von unten nicht erkennen kann.

Schon in Rom hatte man mir von der Besteigung, als zu mühsam und wenig lohnend, abgerathen; mein Gefährte, der Maler, war auch nicht dazu zu bewegen. Ich mußte später mich allein zur Partie entschließen und hoffte

noch unterwegs Gesellschaft zu finden, woran mir umsomehr lag, als ein mir bekannter Kaufmann aus Oberschlesien noch im vorigen Jahre bei der Besteigung des Vesuvs seines Geldes beraubt worden war, wie er nur eine kurze Zeit hinter seinen Gefährten zurückgeblieben war. Indeß fand sich weder auf der Eisenbabn noch in Portici die ersehnte Gesellschaft; ich mußte mich allein zu Esel mit einem Führer zur Besteigung entschließen, wenn ich nicht umkehren wollte. Ich wurde indeß auf der ganzen Tour von keinem Räuber belästigt, gerieth aber in ein anderes Abenteuer, das mir viel Kopfbrechens verursachte.

Mein Esel war ein altes, abgetriebenes Thier, der in seiner alltäglichen Besteigung des Vesuvs schon ergraut war. Als ich hinter Portici den hohen Berg vor mir in der Ferne liegen sah, verzweifelte ich, mit diesem schwachen, stolpernden Thiere je hinaufzugelangen und noch heute wundere ich mich, wie ich mit ihm über die glatten, zerrissenen, auf- und absteigenden Lavafelder gekommnn bin.

Der Vesuv ist nicht so hoch wie der Brocken und die Schneekoppe; allein da man von dem Meere aus aufsteigen muß, während dort die Ausgangspunkte schon über tausend Fuß hoch liegen, so bleibt die zu ersteigende Höhe sich gleich. Dagegen erhebt sich der Vesuv, wie alle Berge in Italien, viel steiler, als die Gebirge im nördlichen Deutschland.

Schon innerhalb Portici, dem Städtchen an seinem Fuße, von wo man ausgeht, hebt sich die Straße schnell, und hinter Portici wird der steinige Reitweg zwischen Weingärten immer steiler, bis nach einer Stunde der Weg plötzlich durch eine schwarze, haushohe Mauer versperrt ist, deren Aussehen es zweifelhaft läßt, ob sie aus Stein oder Eisen besteht. Man wendet sich rechts, wo man zu einem

Spalt gelangt, in dem der Esel in die Höhe klettert und wo man erkennt, daß man nun innerhalb der Lavaregion sich befindet. Diese Lava rührt nach Angabe des Führers von dem großen Ausbruche von 1856 her, welche einen großen Theil der schönsten Weingärten zerstörte und in eine schwarze Einöde verwandelte. Links hat sich von neuem über dieses Lavafeld die Lava des Ausbruches von 1859 gethürmt; sie ist nicht so ausgedehnt, aber ihr erkalteter Strom ist noch schwärzer und höher.

Von hier aus ist die Physiognomie des Berges vollständig verändert. Statt der grünenden Weingärten voll blühender Olivenbäume und zierlicher Villen, zwischen denen man hingeritten ist, führt der Weg, der nunmehr kaum noch kenntlich bleibt, nur noch über schwarzgraue, öde Lavafelder. Kein Strauch, kein Grashalm ist zu sehen, kein Laut eines Vogels, kein Summen eines Käfers zu hören; alles ist eine unabsehbare Fläche der Zerstörung. Haushoch hat sich die schwarze, dickflüssige Lavamasse träge fortgewälzt, und während die unteren Schichten durch die Abkühlung des Bodens zäher wurden und in der Bewegung stockten, wälzten die oberen glühenden und flüssigen Schichten sich darüber hinweg, bis an ihnen sich dasselbe wiederholte. So gleichen diese unabsehbaren, nach allen Richtungen sich ausdehnenden Lavafelder einem erstarrten Feuermeere, dessen zähe Wellen sich in tausend Windungen und Kreisen schneckenförmig durcheinander wälzen, sich blähen und heben, und in träger Schwere wieder zusammensinken.

Der Weg führt mitten durch diese Felder hindurch. Durch die Erkaltung sind diese sich überstürzenden Lavaströme nach allen Richtungen geborsten, die überhängenden Massen haben sich losgelöset und stellen sich mit ihren scharfen Kanten dem Reisenden in den Senkungen entgegen,

in denen die Führer sich einen Weg nach dem Gipfel gesucht haben. Oft sind rohe Treppen in die Spalten gehauen, auf denen man hinauf- und wieder herabklettern muß; oft ziehen sich breite Spalten quer über den Weg, und man muß seitab den roh hineingeworfenen Block suchen auf den man den Esel treten läßt, um hinüberzukommen.

Mitten unter diesen Schwierigkeiten war es mir ein tröstender Anblick, als ich in der Ferne zwei Reisende auf Eseln mir entgegenkommen sah. Sie waren offenbar auf der Rückkehr begriffen, und als ich näher gekommen, die vorderste Person als eine Dame erkannte, hob sich wieder mein Muth. Die Dame ritt zu meiner Verwunderung mit großer Dreistigkeit und trieb ihren Esel selbst bei den halsbrechendsten Stellen zur Eile, so daß ich meiner Aengstlichkeit dagegen mich schämen mußte. Wir waren einander wohl bis auf zwanzig Schritt nahe gekommen, als die Dame, deren Züge ich bei meiner Kurzsichtigkeit noch nicht erkennen konnte, plötzlich den blauen Schleier über ihren Hut zog, und als sie mir noch näher gekommen war, ihr Schnupftuch, wie mir schien, absichtlich fallen ließ. Anstatt es vom Führer aufheben zu lassen, rief sie dem Herrn hinter sich bittend zu, es aufzuheben.

In diesem Moment kam ich an ihr vorüber und da der Weg in der Senkung des Lavafeldes sehr eng war, so drängten die Esel so aneinander, daß ich trotz des Schleiers ihre Züge einigermaßen erkennen konnte. Die schwarzen Augen mit den starken Augenbrauen, das volle blühende Gesicht kamen mir so bekannt vor, daß ich bestimmt meinte, sie bereits gesehen zu haben; aber bei dem unstäten Leben der Reise wußte ich nicht, wohin ich sie thun sollte. Als ich bei ihrem Begleiter vorbei kam, war dieser eben abgestiegen, um das Schnupftuch aufzuheben; ich konnte deshalb sein

Gesicht nicht erkennen. Als ich später mich umsah, war er zwar wieder aufgestiegen, aber es schien mir, als wenn beide ihre Esel mit verdoppeltem Eifer antrieben, um weiter zu kommen.

Der schauerliche Weg, die tiefen Spalten, die je nach dem beigemengten Schwefel in allen Farben spielten, ließen mich bald das Sonderbare dieser Begegnung vergessen. Nach einer andern Stunde war ich bei dem Observatorium angelangt, daß ungefähr auf zwei Dritteln der Höhe von König Ferdinand II. errichtet worden ist. Früher konnte man bis hierher von Portici aus auf einer mit großen Kosten angelegten Straße sicher fahren. Durch den Ausbruch von 1856 ist aber die Straße völlig verschüttet worden und selbst das Observatorium hat seine Rettung nur der Lage auf einer kleinen Höhe zu danken. Rings um diese Höhe hat die Lava von 1856 und 1859 es siedend und kochend umflosson und sein Garten ragt jetzt wie eine kleine Oase aus der schwarzen Wüste hervor.

Man läßt hier den Esel ein wenig ausruhen und kann auch selbst, wenn man will, einen schlechten rothen Landwein trinken, der dem Fremden von dem bekannten Einsiedler als Lacrymae Chisti verkauft wird. Die Aussicht hinab auf das Land und das Meer ist von hier aus am schönsten. Das weiße, glänzende Neapel mit Portici und Torre del greco zieht sich wie ein heller Gürtel um das blaue Meer und trennt es von den hinten aufsteigenden Höhen. Ein prächtiger grüner Landstrich hebt sich über Portici, bis plötzlich die schwarze Lava ihn unterbricht. Diese füllt den öden Vordergrund, der um so wilder erscheint, je fröhlicher die Landschaft unter ihm grünt und blüht. Jenseits Neapel und Portici liegt der ganze Golf weit ausgebreitet da; seine Wellen sind verschwunden; er

gleicht einem blauen Spiegel, der am Horizont in das Blau des Himmels sich verliert und nur durch die steilen Felsen von Capri und Ischia in der Ferne unterbrochen wird. Wendet man sich um, so hat man den Kegel des Vesuvs unmittelbar vor sich. Mächtig und düster hebt er sich gen Himmel, rechts den gleich hohen Monte St. Angelo neben sich und links den Monte Sommo, einen steilen Felsgrat, der in alten Zeiten auch ein Vulkan gewesen sein soll, jetzt aber bis zur Spitze in Grün gekleidet ist.

Ich trieb meinen Führer zum Aufbruch, und nach einer halben Stunde, die wir noch über die Lavafelder zu klettern hatten, gelangten wir endlich in eine Ebene, mit dem Vesuv auf der einen und jenem Felsgrat auf der anderen Seite, wo der Weg etwas besser wurde und bald zu der Steinhütte führte, welche die Führer und Träger errichtet haben. Hier muß man absteigen und den letzten Kegel zu Fuß erklimmen, weil er selbst für Esel zu steil ist. Schlimmer als dies ist aber, daß seine Oberfläche aus Asche und leichten Steinchen besteht, welche dem Aufsteigenden keinen Halt bieten; so wie man den Fuß aufsetzt, rutscht man eben so viel herab, als man gestiegen ist. Dies würde die Ersteigung des Kegels außerordentlich schwierig machen, wenn nicht an einer Seite desselben die Lava eines späteren Ausbruchs weniger verwittert wäre. Hier hat sie sich nur erst in Steinblöcke gelöset, welche zwar wild durcheinander liegen, aber doch den Fuß einen festen Stützpunkt gewähren, wenn man versteht, immer die rechte Kante oder die obere Spitze mit dem Fuße zu treffen, was aber mancherlei Balanciren, Drehen, Wenden und Springen erfordert.

Diese Schwierigkeiten haben die auf Verdienst bedachten Führer zu zwei sonderbaren Mitteln geführt, um

den Reisenden das Ersteigen zu erleichtern. Neben dem Tragen im Sessel, dessen Ausführbarkeit mir selbst kaum begreiflich ist, obgleich es wirklich geschieht, kann man sich nämlich noch hinaufschieben oder hinaufziehen lassen. Im ersten Falle stemmt sich der Führer in den Rücken des Reisenden, im andern Falle zieht er ihn an einer Leine, die ihm um den Leib geschlungen wird. Die Leute behandeln diese Hilfe als eine sich so von selbst verstehende Sache, daß schon vom Observatorio aus mich ein solcher Kerl mit einem Stricke begleitete, ohne nur mit einem Worte vorher zu fragen. Ich hatte die größte Mühe, ihn wieder los zu werden, da er sowohl, wie mein Führer, mir auf das Bestimmteste versicherten, daß ein so schwacher Herr, wie ich, ohne solche Hilfe den Kegel zu besteigen, ganz außer Stande sei.

In meinem Ehrgeiz durch solche Reden aufgestachelt, begann ich getrosten Muthes die Erkletterung der Spitze; ich hatte so manchen höheren Berg bestiegen, wie sollte ich vor diesem Kegel von höchstens tausend Fuß zurückschrecken. Auch jeden Alpenstock, mit dem man mir aushelfen wollte, wies ich verächtlich zurück, und erklärte meinen in Berlin unter den Linden gekauften Spazierstock für ausreichend. Und ich kam auch in 45 Minuten glücklich hinauf; allerdings triefend von Schweiß, denn es war Mittag und die Sonne sandte ihre brennenden Strahlen senkrecht herab; auch erschöpft, daß mir die Knie zitterten; aber ich war doch oben.

Die Ruhe der Luft und der tiefe Krater, der sich vor mir öffnete, ließen mich Nässe und Erschöpfung vergessen; nach kurzer Rast zwischen zwei von Steinen aufgerichteten niederen Mauern trat ich an den Krater heran. Er nimmt beinahe die ganze Kuppe des Bergkegels ein,

hat eine halbe Stunde im Umfang und nur der Rand des Kegels bleibt daneben als Fußweg übrig. Auf diesem kann man den Krater umgehen, aber nicht ohne Gefahr; denn das innere Feuer, dessen Dampf hier überall sichtbar aus den Spalten hervordringt, verzehrt die eigenen Lavamassen früherer Ausbrüche, welche den Kegel bilden; die Ränder des Kraters lösen sich deshalb nach und nach von der Bergesmasse los. Anfänglich zeigen sich nur Spalten, aus denen heiße Dämpfe hervorbrechen; aber von Woche zu Woche werden sie breiter und tiefer, bis endlich die haltlose Masse, selbst ein kleiner Berg, mit furchtbarem Getöse und unter auflodernden Staub- und Dampfeswirbeln in die Tiefe des Kraters hinabgestürzt.

So verzehrt der Berg, wie ein Ungeheuer, sich selbst; die inneren Gluthen schmelzen die verwitterten Lavatrümmer von Neuem, immer tiefer senkt sich der dampfende und kochende Krater, bis ein neuer Ausbruch die gesunkenen Ränder zu ihrer früheren Höhe wieder hinaufhebt.

Mit ängstlichem Gefühl ließ ich mich von meinem Führer den rauchenden Rändern entlang geleiten; vorsichtig wurde jede Stelle probirt, wo die Spalten zu überschreiten waren und nur an einzelnen Punkten mochte man ohne Gefahr dem Krater sich so weit nähern, daß man bis auf seinen Grund hinabblicken konnte. Dieser Grund verliert sich keinesweges, wie man gewöhnlich annimmt, in eine unergründliche Tiefe; die Wände fallen wohl ziemlich steil ab, aber in einer Tiefe von vielleicht 500 Fuß zeigt der Krater einen breiten flachen Boden, der aus Lava, wie der Kegel bestehend, nur darin sich unterscheidet, daß da der gelbe Schwefel überall mächtig hervortritt und durch die innere Gluth in halbgeschmolzenem Zustande sich mit den Steinen

zu einer zähen Masse verbunden hat, aus der an allen Orten heiße Dämpfe emporvorquellen.

An ein Hinabsteigen in diesen Krater, von dem ich oft gelesen hatte, war nicht zu denken; auch mein Führer erklärte es für unmöglich; die Ränder fielen viel zu steil ab und waren in ihrer Masse so zerbröckelt, daß ein Halt für den Fuß unmöglich war. Wer es gewagt hätte, wäre unrettbar die hohen Ränder hinab auf den glühenden Schwefelboden des Kraters gestürzt, und selbst, wenn er nicht von der Hitze versengt worden wäre, hätte er unmöglich aus diesem Kessel wieder herausklimmen können; die Hände wären ihm bei jedem Griffe in das Gestein verbrannt.

In den gewöhnlichen Abbildungen des Vesuvs speit er die Lava aus diesem Krater auf der Spitze seines Kegels; aber die meisten Ausbrüche geschehen an den Seitenwänden des Kegels; insbesondere sind die großen Lavaströme des vorigen Jahrzents da hervorgebrochen.

Der Blick in die Ebene bot jene landkartenartige Aussicht, wie sie von solcher Höhe bekannt ist; indeß gab das tiefe Grün der südlichen Vegetation mit den weißglänzenden Ortschaften und dem blauen Meere der Ansicht doch eine Kräftigkeit, welche sie vortheilhaft von den trüben, fahlen Aussichten hoher Berge in Norddeutschland unterschied.

Noch während ich hinabblickte, lagerten sich leichte Nebelwolken um den Fuß des Kegels und verdeckten das Land. Ich kehrte zu dem Krater zurück. Halb zögernd, halb neugierig wanderte ich um ihn herum; immer mußte ich wieder in seine qualmende Tiefe blicken, und ich ließ mich gern von den Schwefeldämpfen einhüllen, die der Luftzug von da unten herauftrieb.

Der ungeduldige Führer mahnte an den Aufbruch und ich wollte schon den Rückweg antreten, als ich an einer

Stelle Ueberreste von Eiern und Apfelsinen liegen sah. Wie beneidete ich die Glücklichen, die sie verzehrt hatten; die Zunge klebte mir am Gaumen, aber meine Taschen waren leer; in der Eile hatte ich an Mundvorrath nicht gedacht. Der Führer erzählte, daß man an dem Dampfe dieser Spalte die Eier gar zu kochen pflege, und indem ich mich bückte, um die Hitze mit der Hand zu erproben, erblickte ich eine kleine Brieftasche am Rande des Spaltes liegen, die offenbar ein Reisender verloren hatte. Im Aufheben fühlte ich, daß sie schwer war; um die Rechtlichkeit meines Führers nicht auf die Probe zu stellen, hieß ich ihn vorausgehen.

Als er ein Stück den Kegel hinab war und mich nicht mehr sehen konnte, öffnete ich die Brieftasche und fand auf der einen Seite in Papier eingeschlagen zwölf Napoleonsd'or; auf der andern lagen zwei Briefe ohne ihre Couverts. Um den Namen des Eigenthümers zu ermitteln, hielt ich mich zum Lesen derselben berechtiget. Sie waren italienisch geschrieben, in einem Stile, wie man allenfalls spricht, aber nicht schreibt. So treu wie möglich in das Deutsche übersetzt, lautete der eine: „Mein Herr. Sie sind mir „unausstehlich. Wenn Sie auch die Zuneigung meines „Vaters gewonnen haben, so bemühen Sie sich doch bei „mir vergeblich. Mein Herz gehört dem Manne, dem ich „Alles verdanke; ich würde mich in das Meer stürzen, „wenn ich ihn einen Augenblick vergessen könnte. Ich bitte „Sie im Namen der heiligen Jungfrau, bleiben Sie „weg.“ — Statt Unterschrift war nur ein Buchstabe zu sehen, den ich für ein C hielt.

Der andere Brief, wie der erste, ohne Ort und Datum, lautete: „Mein Herr. Ich habe mich entschlossen; „ich nehme Ihren Vorschlag jetzt an. Die heilige Jung-

„frau hat es mir diese Nacht durch einen Traum verkündet! „Ja! Ich sah den Geliebten, bleich und krank, auf seinem „Lager; den Arzt neben ihm. So ist es wahr, was ich „immer geahnt. Er kann nicht kommen, weil er krank ist; „und er ist in Italien, denn sein Arzt sprach italienisch „mit ihm. Ich habe nun keine Ruhe mehr. Ich muß „ihn aufsuchen. Meinem Vater kann ich es nicht sa„gen. Ich nehme Ihren Vorschlag an; Sie mögen mich „als Bruder begleiten. Ich vertraue Ihrem Ehrenwort. „Kommen Sie heute Nachmittag. Beten Sie zur Jung„frau Maria, daß sie mich beschütze; ich kann nicht an„ders." — — Auch dieser Brief schloß mit derselben Chiffre ohne Namen. Die Blätter der Brieftasche enthielten sonst nur Zahlen und unleserliche einzelne Worte. Auf der Außenseite waren mit Goldfäden die Buchstaben S. v. P. eingestickt.

Ich hatte kaum die Briefe gelesen, als der Führer nach mir rief; ich steckte die Brieftasche zu mir und eilte ihm nach. Zum Herabsteigen wurde, statt des steinigen Weges, der weichere gewählt, und je schwerer das Aufsteigen hier gewesen wäre, desto leichter ging das Herabsteigen, freilich auf Kosten der Stiefeln und Kleider. Ich gleitete wie auf einer Rutschbahn hinab, bis ich bis an die Knie in die Asche und den Staub eingesunken war. Dann suchte ich so gut als möglich die Füße wieder frei zu machen und glitt von neuem in derselben Art weiter. Mit Staub und Asche dick bedeckt, bestieg ich am Fuß des Kegels meinen Esel.

Das Thier hatte sich an dem elenden Gestrüpp, das er im Schlamme dieser Senkung fand, gestärkt und ich muß zu seiner Ehre gestehen, daß er mich sicher und schnell wieder nach Portici herabbrachte. Wir kehrten denselben

Weg zurück und obgleich der Pfad im Absteigen noch viel schwieriger sich stellte, so waren meine Gedanken doch zu sehr mit meinem Funde beschäftigt, als daß ich das Rutschen und Stolpern meines Esels viel bemerkt hätte.

Sollte die Tasche, frug ich mich, nicht am Ende dem Herrn gehören, dem ich heute Früh mit der Dame begegnete? Freilich, die Tasche ist von brauer Farbe, genau wie das Gestein; sie kann schon lange oben gelegen haben, und hätte ich nicht zufällig mich gebückt, so würde ich sie so wenig, wie mein Führer, gesehen haben. Aber, entgegnete ich in Gedanken, die Apfelsinenschalen daneben waren doch ganz frisch!

Waren heute schon mehr Fremde oben? frug ich meinen Führer, als die zwei, denen wir begegnet sind? —

Nein, sagte er.

Waren gestern viele oben?

Ja; es war eine Gesellschaft von Engländern, Herren und Damen, welche die Nacht hinaufstiegen, um die Sonne aufgehen zu sehen; ich selbst war mit.

Kennt Ihr den Herrn und die Dame, denen wir heute begegneten?

Nein.

Wird man es nicht unten in Portici erfahren können?

Vielleicht.

Ich trieb nach Möglichkeit meinen Esel zur Eile und nach 4 Uhr waren wir wieder in Portici. Im Bureau erkundigte ich mich sofort nach dem Paare, aber ich konnte nichts erfahren, als daß sie heute früh sehr zeitig den Vesuv bestiegen hätten und nach der Rückkunft zu Mittag auf der Eisenbahn nach Neapel gefahren seien. Sie hätten nur wenig Gepäck und keine Bedienung bei sich gehabt.

Ihre Namen konnte mir Niemand sagen. Die Führer meinten, die Dame müßte eine Italienerin sein; der Herr aber ein Ausländer, vielleicht ein Engländer, wie sie aus der Sprache abgenommen.

Unter diesen Umständen hielt ich es für das Passendste, meinen Fund in dem Bureau nicht abzugeben, sondern in Verwahrung zu behalten und es sofort in Neapel in die Zeitungen einrücken zu lassen. Da ein Bahnzug sobald nicht zu erwarten war, so nahm ich ein Cabriolet und der Kutscher knallte so übermüthig über dem Pferde, daß wir nach einer Stunde schon vor meinem Hotel, dem Albergo di Roma, hielten.

Wenn die Tasche, sagte ich mir unterwegs, dem Herren gehört, so möchten am Ende die Briefe von seiner Begleiterin geschrieben sein! — Aber auf dem Vesuv sucht man doch keinen kranken Geliebten! — Und wenn die Dame eine Italienerin ist, wozu ihr sonderbares Benehmen bei meinem Begegnen? — Aber ist dies auch keine Täuschung? kein Spiel meiner Eitelkeit? — Wozu, rief ich endlich, das Grübeln! Rücken wir den Fund in die Zeitungen! Der Eigenthümer der zwölf Louisd'or wird sich schon melden. Aber vorsichtig, damit wir nicht betrogen werden.

Neapel.

König Ludwig von Bayern singt in seinem lapidaren Stile von Neapel:

Willst du Neapel genießen, so darfst du darin nicht verweilen,
Fliehend genießest du nur, sowie die Stadt, so die Welt.

Göthe geräth in denselben Gedanken, indem er sagt: „Wenn ich Worte über Neapel schreiben will, so stehen mir immer vor Augen das fruchtbare Land, das freie Meer, die duftenden Inseln, der rauchende Berg, und mir fehlen die Organe, dies Alles darzustellen.“ Wir sehen, Göthe will hier Neapel beschreiben, und beschreibt nur die Umgegend.

Indeß trotz dieser großen Autoritäten muß ich gestehen, daß ich von meinen Wanderungen in die Umgebung immer gern nach Neapel zurückgekehrt bin. Es ist wahr, Neapel hat weniger Paläste, weniger Kunstwerke, keine Ruinen wie Rom; aber Niemand, der, nach langem Aufenthalte in Rom, in Neapel eintritt, wird sich darüber beklagen. In Neapel ist alles Leben, alles Gegenwart, alles Wirklichkeit, und der warme Hauch dieses Lebens verscheucht die von Rom mitgebrachten, nur in vergangenen Zeiten umhersuchenden Gedanken.

Mein erster Gang in Neapel war nach den Lazaroni's. Aber ich fand sie weder auf dem Largo del Castello

(Schloßplatz), noch in den Straßen, weder auf den Kirchentreppen, noch am Hafen. Nirgends wollten sich diese nackten Gestalten mit rothwollener Mütze und mit rothen Schifferhosen zeigen, wie sie mir aus den Schilderungen der Bücher und aus den Scenen der „Stummen von Portici" lebendig vor Augen standen. Ich glaubte endlich, die letzte Revolution habe sie mit sammt ihrem Beschützer, dem König Franz II., hinweggefegt; aber zu meinem Erstaunen fand ich nach meiner Rückkehr in die Heimath eine Stelle in Göthe's „Fragmenten aus Italien", wonach es ihm vor 77 Jahren genau ebenso gegangen ist.

Er citirt einen Satz aus Volkmann's kritischen Nachrichten von Italien, wo es heißt: „Es giebt in Neapel zwischen 30 bis 40,000 müßige Leute, welche keine bestimmten Geschäfte haben und auch nicht verlangen. Sie brauchen einige Ellen Leinwand zu ihrer Kleidung und etwa sechs Pfennige zu ihrem Unterhalt. In Ermangelung der Betten liegen sie des Nachts auf Bänken, und heißen daher spottweise Banchieri und Lazaroni.

Hierauf folgen volkswirthschaftliche Betrachtungen, ein wie viel mächtigeres Reich Neapel sein würde, wenn diese Leute arbeiten wollten.

Göthe sagt dazu in seinen Fragmenten: „Ich konnte zu Neapel wohl sehr viele übel gekleidete Leute bemerken, aber keine, die unbeschäftigt waren. Ich fragte deshalb einige Freunde nach den 40,000 Müßiggängern, welche ich doch wollte kennen lernen; sie konnten mir solche ebensowenig zeigen, und so ging ich selbst auf die Jagd aus. Göthe erzählt dann, daß er wohl Lastträger, Calessaren (Miethskutscher), Schiffer und Fischer gefunden habe, aber keine eigentlichen Müßiggänger.

Die Mythe von dem absonderlichen Stande der nichts-

thuenden rothhosigen Lazaroni's mag sich daraus gebildet haben, daß der Mensch im Clima Neapels seinen Lebensbedarf mit weit weniger Arbeit als im Norden gewinnt; es bleibt ihm viel freie Zeit, die er auf den Straßen, bald lungernd, bald singend, bald schlafend verbringt. Das lebhafte Temperament, das Schreien und die Beweglichkeit der Arbeiter aller Art führt leicht zu dem Schein, als thäten diese Leute gar nichts im Vergleich zu den stillen ämsigen Arbeitern, wie sie der Norddeutsche aus seiner Heimath gewohnt ist.

Aber in Wahrheit sind die Menschen durch ganz Italien im Verhältnisse zu dem, was sie bedürfen, thätiger als im Norden, und das Bestreben, sich durch Arbeit etwas zu verdienen, ein kleines Vermögen zu sammeln, ist in Neapel stärker als wie bei uns.

Daraus erklärt sich zumeist die Masse der Dienstfertigen, welche den Reisenden bei jeder Gelegenheit mit ihren Anerbieten schreiend umdrängen. Die Bücher sind voll von den Schilderungen, wie der Reisende bei seiner Ankunft von solchen Dienstfertigen und Bettlern halb zerrissen werde; eine Reihe Vorsichtsmaßregeln werden eingeschärft, als wenn man unter einen Haufen von Dieben und Gaunern geriethe. Und doch ist der Reisende nirgends besser aufgehoben als in Neapel. Wenn die Unannehmlichkeiten des Ankommens hier größer scheinen als anderwärts, so liegt es nur in der Unkenntniß der Sprache und der Sitten. Wer sich halbwegs mit diesen Leuten verständigen kann, wird mit ihnen in Neapel so leicht fertig, wie in keiner andern großen Stadt. Allerdings fordern sie unverschämt, schreien und drängen mehr als anderswo, aber wenn der Reisende fest auftritt, so sind sie schnell beschwichtigt und begnügen sich mit geringerem Lohne als anderwäts.

Auch hört man in Neapel nie jenes Murren und Schimpfen hinter dem Reisenden her, wenn er nicht alles zahlt, was verlangt worden; vielmehr bleibt der Neapolitaner, selbst wenn ihm ein starker Abzug von seiner Forderung gemacht worden, stets höflich, guter Laune und bereit, dem hartherzigen Fremden sofort mit anderweiten Diensten beizustehen. Die Schiffer, die Kutscher, die Packträger (Fachini) sind durchgehends gutmüthige Menschen. Bei dem großen Diensteifer kam es wohl, daß mich trotz allen Widerstrebens ihrer sechs statt eines in den Kahn schoben und trugen; aber wenn ich dann ärgerlich keinem das Trinkgeld gab, was ich einem gern gegeben haben würde, so wünschten mir dennoch alle sechs mit freundlicher Miene eine glückliche Reise.

Neapel ist von Rom äußerlich mehr unterschieden, wie Rom von Berlin. Rom ist in seiner Bauart noch eine nördliche Stadt; erst in Neapel lebt alles auf dem Pflaster der Straßen, auf den Balkonen der Fenster, auf den Dächern der Häuser; erst hier hat sich das schiefe Ziegeldach des Nordens zu einem flachen Altan mit blühenden Orangen umgewandelt.

Dies Fehlen der nordischen Dächer giebt der berühmten Ansicht Neapels vom Hafen aus einen ihrer eigenthümlichen Züge. Eine lang gestreckte Reihe weißer hoher Gebäude mit grünen Sommerläden zieht sich der Küste entlang; eine Reihe hebt sich über die andere; terrassenförmig bauen sie sich übereinander auf und schmelzen gleichsam zu einem großen Ganzen zusammen, weil die braunen unterscheidenden Dächer fehlen. Die Farbe der ganzen Stadt ist dadurch lichter und heller; im Sonnenschein tritt Neapel leuchtend wie Perlenschnüre im Haare einer schönen Frau aus dem dunkeln Hintergrunde seiner Höhen hervor. Obgleich keine

großen Dome und Paläste diese glänzenden Massen unterbrechen, so liegt in der Ansicht doch keine Eintönigkeit. Das Meer und der Hafen, die Schiffe mit ihren Masten und Segeln im Vordergrunde, die Castelle und Villen auf den Anhöhen dahinter, der mächtige Vesuv und der Monte Sommo zur Seite geben der Ansicht die volle Mannichfaltigkeit.

Keine Stadt, wie Neapel, drängt sich so wenig vor ihrer Umgebung hervor, keine macht weniger Ansprüche, durch Menschenwerk und Kunst die Natur zu überbieten, und keine verfließt so, wie Neapel, in Farbe und Umrissen, mit Berg und Meer, mit Luft und Grün zu einem harmonischen Ganzen. Der Grundzug dieser berühmten Ansicht Neapels ist Licht und Leben; sie ist nicht so erhaben und reich wie die Konstantinopels vom Bosporus aus; aber sie erfüllt, übergossen von dem Lichte der südlichen Sonne, mit Freude und Lebenslust, wie keine andere.

Der Lärm ist in Neapel größer wie in Paris und London, aber er ist nicht von der betäubenden Art, wie dort; es ist der Lärm der fröhlichen Menschen, nicht der Lärm der Lastwagen und Maschinen; man fühlt sich deshalb davon wenig belästigt. An Sonn- und Feiertagen wird er oft so stark, daß ich wiederholt davon getäuscht wurde, an das Fenster eilte und meinte, es müsse Feuer in der Nähe ausgebrochen sein.

In Neapel wird mehr und schneller wie in jeder andern Stadt gefahren; aber es sind nur die leichten offenen Cabriolets; der Kutscher ruft: Au, au, und das kleine Pferd in seinem glänzenden, mit Stahl verzierten Geschirr geht im Galopp davon.

Der Mittelpunkt des Lebens ist da, wo die beiden Hauptstraßen, Toledo und Chiaja, am Largo del Castello

zusammenstoßen. Beide Straßen sind nach deutschen Begriffen schmal, und haben nur Platz für zwei Wagen nebeneinander. Zu Zeiten werden die Wagenreihen so dicht, daß es für den Fußgänger ein Wagstück ist, über die Straße zu kommen.

Mein Lieblingsplatz war das Café d'Europe am Vereinigungspunkt beider Straßen. Das Herein- und Wiederherauskommen hatte aber seine eigenthümlichen Schwierigkeiten. Wenn ich durch die sich kreuzenden Wagenreihen glücklich mich durchgewunden hatte, wurde ich, noch ehe ich die Thür des Café erreichen konnte, von den Blumenmädchen aufgehalten und umringt. Am ersten Tage ist man erfreut über den Wohlgeruch der Blumen und über die Anmuth, mit welcher sie überreicht werden, und giebt, was man an Centimen in der Tasche hat. Aber solche Freigebigkeit wird schnell bekannt und die folgenden Tage ist der Eifer so groß, daß man sich weder der Blumen noch ihrer Trägerinnen erwehren kann. Man nimmt von Blumen, was man fassen kann, erst in die rechte Hand, dann, wenn diese voll ist, den Rest in die linke Hand. Aber sogleich springen noch andere hinzu und da beide Hände schon voll sind, so werden nun alle Taschen des Rockes von ihnen mit Sträußen gefüllt, deren man sich bei den vollen Händen nicht erwehren kann, bis man zuletzt in der lächerlichen Gestalt eines Hochzeitbitters mit Blumen in beiden Händen und aus allen Taschen hervorguckend, in das Café eintritt. Der Neapolitaner ist indeß so höflich, nicht zu lachen. Man stärkt und kühlt sich an dem vortrefflichen Eise oder an dem halb gefrornen Orangensaft (Granite) und verläßt getrosten Muths das Café. Aber kaum hat man den Fuß auf die Fahrstraße gesetzt, so kommen drei oder vier Cabriolets aus der gegenüber-

stehenden Wagenreihe heraus, dem Fremden im Galopp entgegengesprengt; jeder Kutscher will der erste sein, selbst auf die Gefahr, den Gast über den Haufen zu fahren.

Obgleich ich öfters gar nicht fahren, sondern die Straße nur überschreiten wollte, so blieb mir doch, um nicht gerädert zu werden, nichts anderes übrig, als in das nächste Cabriolet zu springen und eine Spazierfahrt wider Willen zu machen. Später versuchte ich eine Kriegslist und wollte auf dem Trottoir mich erst ein Stück entfernen aber da gerieth ich in die Hände der Zeitungsträger, Bücherverkäufer, Korallenhändler und Raritätenkrämer. Knaben hielten mir ihre Kästen mit Cigarren entgegen und trotz meines Rufes: non fumo, hatte ein anderer Bursche bereits seine Fosfori durch Reiben an meinem Rocke angezündet, um mir die Cigarre anzubrennen und mich von dem Werthe seiner Zündhölzchen zu überzeugen.

Man mag lachen oder schelten, die ganze Schaar der Dienstbeflissenen bleibt höflich, in bester Laune und einige Sousstücke genügen, um dem bedrängten Fremden endlich Luft zu verschaffen.

Bettler sind jetzt, wie zu Göthe's Zeiten, nur wenige auf den Straßen zu sehen, und die, welche man trifft, sind bescheiden und belästigen nicht. Dagegen begegnet man der Einheit Italiens jetzt überall auf Straßen und in Café's in der Gestalt der piemontesischen Offiziere. Ihre Uniformen sind malerischer als die unsern; große Epauletts, Orden und Ehrenzeichen, ein leichtes, dreist nach vorn gebogenes Käppi und weite, nach unten enge zulaufende Beinkleider, erinnern in ihrer halb kriegerischen, halb phantastischen Mischung an die ähnliche berühmte Tracht Murats.

Obgleich die starke Garnison hauptsächlich aus Piemontesen besteht, so steht sie doch mit dem Civil in gutem

Vernehmen; an allen öffentlichen Orten waren Bürger und Offiziere bunt durcheinander gemischt und nirgends eine Absonderung zu bemerken. Das Benehmen der Offiziere ist anspruchslos und gleicht dem der Offiziere in der Schweiz. Sie fühlen sich, wie dort, eins mit dem Bürger und von Ansprüchen auf eine besondere Standesehre ist nichts zu spüren. Es fällt durchaus nicht auf, wenn der Oberst in voller Uniform im Theater in's Parterre sich setzt oder auf der Straße in den ersten besten Omnibus steigt.

Abends spielt die Militairmusik in der Villa reale oder Riva di Chiaja. Diese Promenade zieht sich dem Meeres-Ufer entlang, ist mit hübschen Bäumen bepflanzt und hat Reit- und Fahrwege zur Seite. Des Abends ist sie von zahlreichen Equipagen und Fußgängern besucht. Obgleich diese Promenade weltberühmt und in Neapel sehr beliebt ist, so bleibt sie doch nach meinem Geschmack nur ein schwankendes Mittelding zwischen Natur und großer Stadt. Vom Meer ist man durch eine Mauer getrennt, gerade hoch genug, um die Aussicht zu nehmen, obgleich das Ufer hier so gelind abfällt, daß man ohne Gefahr die Gartenanlagen bis zu dem Meere ausdehnen und sie von den Wellen bespülen lassen könnte. Aber durch Mauer und Gebüsch getrennt, empfindet man wenig von der kühlenden Seeluft. Die Promenade ist lang, aber schmal; für Gebüsch und einsamere Stellen, an denen der Thiergarten in Berlin so reich ist, bleibt wenig Raum; man bewegt sich nur in offenen Alleen.

Wegen der Hitze des Tages trifft sich die Gesellschaft im Sommer hier nur in der Dämmerung; ein großer Reiz der deutschen Spaziergänge fehlt deshalb; man kann weder die Schönheit der Frauen, noch den Geschmack ihres Anzuges bewundern, ja nicht einmal seine Bekannten finden. Alles

bewegt sich oder sitzt in der Dunkelheit; jeder bleibt auf die Personen beschränkt, die er am Arm führt; denn die Gaslaternen reichen nur aus, daß man sich nicht über den Haufen rennt.

Der hohe Adel und die reichen Familien fahren in ihren Equipagen etwas früher spazieren. Die Monotonie, welche im Süden für alle Lebensverhältnisse und selbst für das Vergnügen weit mehr als im Norden besteht, ist auch hier bemerkbar. Tag für Tag wird dieselbe Spazierfahrt um dieselbe Zeit gemacht; man fährt die Toledo- und Chiaja-Straße auf der einen Seite nach der Villa reale hinab und kehrt auf der andern denselben Weg zurück. Die Wagen sind elegant; die Livreen der Kutscher und Diener luxuriös; die Anzüge der auf den Polstern mehr liegenden als sitzenden Damen im besten Geschmack; durch die Wolken von Flor und Tüll schauen hübsche schwarze Augen heraus; aber damit schließt das Vergnügen. An eine Unterhaltung zwischen den verschiedenen Wagen, oder zwischen Fahrenden, Reitern oder Fußgängern ist nicht zu denken; der Lärm auf der Straße ist so stark, daß man das Wort im eigenen Wagen nicht versteht, und das Gedränge so dicht, daß nur im Schritt gefahren werden kann.

Vielleicht meinen die geehrten Leserinnen, daß für dieses Uebel mindestens die frische Luft und der kühle Seewind entschädigen werden; allein keineswegs; statt dessen sind diese Hauptstraßen mit einem durchdringenden Pferdestallgeruch erfüllt, welcher so stark ist, daß er selbst in die Zimmer der anstoßenden Caffé's und Restaurant's dringt. Am ersten Tage, ehe ich die Ursache kannte, suchte ich den Grund an mir selbst und glaubte an Stiefeln oder Kleidern mich beschmutzt zu haben. Die Zahl der in diesen Straßen fahrenden und haltenden Wagen ist so groß, daß bei der starken Hitze, trotz alles Kehrens, dem nicht abzuhelfen ist

und selbst die elegantesten Damen schienen davon gar nicht belästiget.

Nach dieser Promenade besucht man die Oper in St. Carlo, welche ein Viertel auf Zehn beginnt. Der Oper folgt ein Ballet, so daß man erst gegen ein Uhr in der Nacht nach Hause kommt. Das St. Carlo-Theater gehört zu den größten Italiens; ist größer wie das Opernhaus in Berlin, namentlich ist die Scene erheblich breiter; aber weit einfacher in Ausschmückung und architektonischer Verzierung. Die Wände gehen steil zur Decke und zeigen sechs Reihen Logen, eine genau wie die andere. Das Parterre, hier Platea genannt, ist in keine verschiedenen Plätze abgetheilt; so giebt es nur Parterre und Logen. Diese Einrichtung hat den Vortheil, daß man von jeder Loge bequem alle anderen und das ganze Parterre übersehen kann und umgekehrt können die Zuschauer im Parterre jede Person in den Logen erkennen.

Das Publikum betrachtet sich deshalb weit mehr als in Deutschland als eine Gesellschaft; man spricht zu einander und besucht sich. Die bekannte Sitte Italiens, den Besuch der Oper mehr als einen geselligen wie musikalischen Genuß zu behandeln, hängt damit zusammen; der Italiener ist deshalb auch leichter zufrieden gestellt, als der Deutsche. Ein oder zwei ansprechende Arien genügen, eine Oper die ganze Saison hindurch Tag für Tag zu erhalten; in der Zwischenzeit bewegt und benimmt man sich selbst bei den rührendsten wie schrecklichsten Scenen sehr ungenirt; man geht während der Musik aus und ein, den Hut auf dem Kopf, oder man führt eine Unterhaltung mit dem Nachbar im Parterre oder mit der Nachbarin in der Loge.

Die Thüren der Logen und des Parterre's stehen während der ganzen Vorstellung offen; ein leichter Zugwind,

der in Italien unschädlich ist, weht durch das ganze Haus und mindert die Hitze, von der man deshalb hier weniger als in den deutschen Theatern leidet. Die vorderen Plätze in allen Logen sind von den Damen eingenommen, welche nur im elegantesten Ballcostüm und decolletirt die Oper besuchen; dabei ist das Theater glänzend erleuchtet. Man kann hieraus abnehmen, daß diese gefüllten Logenreihen, welche mit ihren niedrigen Ballustraden die Anzüge bis zu dem Knie erkennen lassen, einen reizenden Anblick gewähren, über den man gern vergißt, daß Sänger und Ballet nur mittelmäßig sind und weit unter dem stehen, was die großen deutschen Residenzen jetzt bieten. Ich sah die Linda von Chamounix von Bellini und ein Ballet mit den pariser Spiegelbildern. Wenn der neuliche Versuch mit diesen letztern in Berlin nicht besser gewesen ist, so kann ich es den Berlinern nicht verdenken, daß sie keinen Geschmack daran gefunden haben. Sie waren ohne Bewegung und sprangen nur, wie im Guckkasten, plötzlich hervor und hinweg.

Die Nacht in Neapel ist so schön, daß man selbst um ein Uhr nur ungern nach Hause geht. Ich wohnte im Hotel „Stadt Rom“, dessen prachtvolle Lage unmittelbar an dem Meere, mit der Aussicht nach dem Hafen und dem Vesuv, bekannt ist. Von meinem Zimmer, drei Treppen hoch, führte die Thüre unmittelbar auf das Dach der niedern Etage, und wenn ich in der Nacht zu Haus ankam, zog ich den Rock aus und ließ mich von dem kühlen Nachtwind hier erfrischen. Obgleich die dunklen Nächte des Südens mich nichts erkennen ließen, als das wechselnde Feuer des Leuchtthurms am Hafen und die glühenden Rauchsäulen der nach Messina und Genua abgehenden Dampfschiffe, so war mir dies Unterhaltung genug; statt

Abendessen wurde eine frische Orange verzehrt und endlich halb schlafend das Bett gesucht, während die offenen Gitterläden der Nachtluft freien Zutritt ließen.

Die Wirkungen des Clima's, der Zerstreuungen, des leichten Lebens in Neapel sind nach wenigen Tagen zu spüren. Das ernste Denken, das kritische Reflectiren läßt allgemach seine strengen Fesseln fallen, und der müde Kopf räumt dem Empfinden willig den Vorrang ein. Faust hätte hier des Mephistopheles nicht bedurft, um

„von allem Wissensqualm entladen"
„in deinem Thau gesund zu baden."

Man lebt auf der Straße, im Café, am Hafen, in der Barke, auf der Promenade; die Zeit vergeht im Nichtsthun, ohne sie zu spüren; man geht zu Bett, schläft prächtig, erwacht, wenn eben der Seewind die Straßen zu kühlen beginnt, ist immer auf den Beinen und kann doch am Ende der Woche kaum sagen, wo man gewesen, was man gethan hat.

Die Natürlichkeit des Lebens in Neapel herrscht in allen Ständen, und soll auch in der Demi-Monde zu finden sein. Die Natur ist hier im Süden schon mit dreizehn Jahren entwickelt und wer in solchen Kreisen zu verkehren liebt, wird überrascht durch die große Jugend und die naive Bereitwilligkeit, mit der all seine Wünsche erfüllt werden. Nur der Deutsche vermißt das geistige Element und die koketten Schwierigkeiten, mit denen im Norden diese „halbe Welt" ihr Treiben zu verzieren weiß.

Aber je natürlicher und sorgloser das Leben in Neapel dahinrollt, desto schwerer ist davon zu erzählen und es ist daher hohe Zeit, daß ich meine geehrten Leserinnen wegen meines Geschwätzes um Verzeihung bitte.

Nur über die Brieftasche habe ich noch zu berichten.

Als ich vom Vesuv nach Neapel zurückgekommen war, setzte ich sofort die Anzeige für die Zeitungen auf. Um bei der Legitimation des Eigenthümers jedem Betruge zuvorzukommen, schien es mir nicht räthlich, meinen Namen oder auch nur meinen Gasthof und Zimmernummer darin zu nennen; ich zog es vor, den Eigenthümer nach dem Café d'Europe zu bestellen, wo er den Finder in den nächsten Tagen jeden Morgen von 8 bis 9 Uhr am ersten Tische bei dem Buffet zu suchen habe. Ich wartete den ersten Tag vergeblich; auch den zweiten war ich eben im Begriffe wegzugehen, als ein Knabe nach kurzem Umsehen an meinen Tisch trat und mir einen Brief übergab, dessen Adresse deutsch meinen vollen Namen und Titel enthielt. Der Brief war ebenfals deutsch und lautete: „Mein Herr. Ich kann leider meine verlorene Brieftasche mir von Ihnen nicht abholen, aber ich bin außerordentlich beruhigt, daß sie in Ihren Händen ist. Ich vertraue auf Ihre Discretion in Bezug auf die beiden darin befindlichen Briefe; daß ich diese entbehren muß, ist mir am schmerzlichsten. Ich hoffe, die Zeit wird kommen, wo ich sie mir von Ihnen zurückerbitten kann. Verwahren Sie sie bis dahin. Die zwölf Napoleonsd'or nehmen Sie getrost mit in Ihre Heimath, nach N. Wenn ein aus seinem Vaterland vertriebener Pole Ihnen begegnet, so verwenden Sie sie zur Linderung seiner Leiden. In Hochachtung Ihr „S. v. P."

Der Knabe stand, als ich wieder aufsah, noch vor mir; ich konnte aber nichts weiter aus ihm herausbekommen, als daß ein Herr in der Nähe des Café's ihn angewiesen, den Brief an die dem Buffet am nächsten sitzende Person abzugeben, wo er ein Trinkgeld erhalten werde. Darauf wartete er und sein Aussehen bestätigte die Wahrheit seiner Angabe.

Alle meine Pläne, wie ich die Legitimation feststellen und hinter das Verhältniß mit der Dame kommen wollte, waren somit in das Wasser gefallen. Der Eigenthümer war also ein Deutscher; aber seine Leidenschaft für die Polen und die Art, wie er zur Kenntniß meines Namens und meiner Verhältnisse gelangt, waren mir neue Räthsel. Ich sah kein Mittel mehr, sie zu lösen, packte die Brieftasche sorgfältig zu meinem Gelde und war im Grunde froh, daß diese Angelegenheit mich nicht länger in Neapel zurückhielt, da das Peter-Paulfest herannahte und es die höchste Zeit war, nach Rom abzureisen, wenn ich seine Feier dort nicht versäumen wollte.

Die politische Stimmung in Italien.

Ich war, als ich nach Italien kam, sehr gespannt auf die dortige politische Stimmung. Jeder Einsichtige in Deutschland kann sich nicht verhehlen, daß die italienische Regierung mit außerordentlichen Schwierigkeiten zu kämpfen hat, welche selbst die Einheit Italiens in Frage stellen können, wenn die Bevölkerung ihr nicht kräftig zur Seite steht. Je unnatürlicher die Hindernisse sind, welche der Gewinnung der vollen Einheit von außen entgegengestellt werden, desto leichter kann dieser dem Lande aufgezwungene Zustand in den Provinzen mißverstanden werden; desto mächtiger können die Interessen sich wieder erheben, welche in den früheren Partikular-Staaten an diese Sonderung und an die alten Regierungen geknüpft waren. Wenn ich mir auch sagen mußte, daß ein umfassendes und zuverlässiges Urtheil über die Stimmung des Landes sich in einer sechswöchentlichen flüchtigen Reise nicht gewinnen lasse, so schien mir doch eine aufmerksame Beobachtung. ein ungenirter Verkehr mit allen Ständen und ein Aufenthalt in allen wichtigern Städten des Reiches immerhin geeignet, um sich eine Ansicht zu bilden, die einige Ansprüche auf Wahrheit machen kann.

Als Hauptergebniß meiner Beobachtungen kann ich den

Satz voranstellen, daß auch noch gegenwärtig, wo der erste Rausch vorüber ist, alle Provinzen, alle Stände des Landes, Arme und Reiche, Junge und Alte in der Ueberzeugung übereinstimmen, daß die Aufrechthaltung und Festhaltung der Einheit Italiens das oberste Ziel und die Grundbedingung ihrer Politik bleiben müsse, ein Ziel, dem alle Pläne, und Beziehungen nach innen und nach außen, alle Interessen der Privaten, der Communen und Provinzen unbedingt sich unterzuordnen haben.

In dieser lebendigen Ueberzeugung, welche die Italiener durchdringt, ertragen sie die Opfer, welche ihnen der jetzige unnatürliche Zustand des Landes auferlegt, mit Ruhe und Geduld und sie fühlen sich, trotz des gegenwärtigen Druckes, gehoben durch die unerschütterliche Hoffnung, daß die volle Einheit des ganzen Landes wohl verzögert, aber nicht mehr vereitelt werden könne.

Man fürchtet im Allgemeinen weniger die unentschlossene Feindschaft Oesterreichs, als die zweideutige Freundschaft des Kaisers Louis Napoleon; unter den jungen Leuten sprach sich überall die Erbitterung mehr gegen diesen als gegen Oesterreich aus.

Der Fremde bemerkt bald, daß die öffentliche Stimmung in Italien keinesweges eine so erregte ist, wie man nach den Zeitungen glauben möchte. Ich habe bei den Italienern durchweg eine sehr ausgeprägte Richtung auf das Praktische und Nächst-Liegende gefunden. Man treibt dort selbst in den großen Städten durchaus nicht so viel Politik, als man nach so starken Umwälzungen erwarten sollte. So wenig wie der Italiener sich je in die sozialen Phantasien der französchen Demokraten eingelassen hat, vielmehr fest an den bestehenden Verhältnissen der Familie und des Verkehrs hängt, ebenso wenig ergeht er sich in

politischen Idealen. Man übt das politische Kannegießern hier weniger, als in den nördlichen Ländern; in den Café's werden die Zeitungen nur flüchtig gelesen; selbst die stärksten Artikel der radikalen Blätter machen wenig Eindruck, nnd fremde Zeitungen liest und kennt der Italiener gar nicht.

Ankündigungen zu politischen Versammlungen habe ich nirgends gefunden; von politischen Vereinen war nichts zu spüren. In dieser Beziehung herrscht von früher noch eine große Neigung zu geheimen Verbindungen. Mazzini wirkt nur durch solche; so war am Tage, wo ich in Ischia war, die Deputation einer geheimen Mazzinischen Gesellschaft aus Neapel bei Garibaldi gewesen. Politischen Demonstrationen bin ich nur in Neapel begegnet, als Garibaldi in Ischia war. Es waren höchst unschuldige Zusammenläufe der Straßenjugend, veranlaßt, wie man meinte, von Mazzinischen Führern. Nur durch das Ungeschick der Municipalbehörde bekamen sie so viel Bedeutung, daß man in Neapel davon sprach und die Sache durch die Zeitungen lief. Sonst blieb selbst bei den offiziellen Feiern der Schlachttage von 1859 die Bevölkerung ziemlich theilnahmlos. In Florenz waren zur Jahresfeier von Magenta kaum einige hundert Menschen neben den Behörden, dem Militär und der Nationalgarde auf den Beinen; in Neapel beschränkte sich die Illumination zur Feier von San Martino auf die öffentlichen Gebäude.

In Toscana und im Neapolitanischen hörte ich von den Gewerbs- und Geschäftsleuten bittere Klagen über die Politik der Regierung in Turin. Man beschwerte sich vorzüglich über die schlechte Finanzwirthschaft. Die außerordentliche Höhe, zu der die Abgaben in den wenigen Jahren der Einheit gestiegen sind, mögen diesem Kern

der Bevölkerung dazu genügenden Anlaß geben. Alle müssen das Doppelte und Dreifache, ja Viele das Zehnfache ihrer früheren Steuern zahlen. Dennoch sind die Finanzen der Regierung in einem traurigen Zustande; die fünfprocentige italienische Rente steht wenige Procent höher, als die dreiprocentige französische, obgleich doch auch da die Finanzzustände schlecht genug sind; eine Anleihe hat in diesem Jahre zu erträglichen Bedingungen nicht gelingen wollen; man hat zu dem verzweifelten Mittel schreiten müssen, die eben erst aus Staatsgeldern erbauten Eisenbahnen zu verkaufen; trotzdem bleibt in dem Budget dieses und des nächsten Jahres ein Deficit von zweihundert Millionen Franken.

Die Steigerung der Abgaben muß also fortgehen, und dieser Umstand ist für die Einheit Italiens doppelt gefährlich, weil die alten absoluten Regierungen ihre Länder gerade in diesem verwundbarsten Punkte am meisten geschont haben und schonen konnten, da sie alle Ausgaben für eine tüchtige Armee und Flotte, wie für Schulen, für die Hebung des Handels und Verkehrs bei Seite ließen. Man nahm den Leuten so wenig wie möglich und gab ihnen natürlich noch weniger zurück; jetzt will die Regierung das Alles mit einem Male nachholen: dazu muß sie viel fordern und nehmen. Dies Zahlen-Müssen fühlt Jeder; aber die Vortheile, der Ersatz können nur nach und nach kommen, und es gehört viel Einsicht dazu, dies zu erkennen und die Gegenwart ohne Murren zu tragen.

Insbesondere tadelte man den hohen Militäretat heftig. Man hielt die dem zu Grunde liegende hohe Politik der Regierung für unrichtig. Das stehende Heer beträgt nach den gerade damals stattfindenden Verhandlungen des turiner Parlaments 360,000 Mann, wovon 300,000

Mann fortwährend unter den Waffen sind. Dazu treten die bedeutenden Vergrößerungen der Marine. Diese das Land erschöpfende Militärmacht wird zwar mit der drohenden Stellung Oesterreichs in Venetien gerechtfertigt; aber diese Politik wurde allgemein gemißbilligt, weil man meint, daß die Garantieen für die neue Staatsform Italiens weniger von den Neigungen und Wünschen der wiener Regierung abhingen, als von der allgemeinen politischen Constellation in Europa, und weil ein Angriff von Seiten Oesterreichs, ja selbst von Frankreich, weit mehr durch die großen Mächte neben diesen und durch die geschwächten Finanzen beider gehindert sei, als durch die übertriebene Militär-Aufstellung Italiens.

Diese Ansichten haben in den neuesten Beschlüssen der turiner Regierung, wonach sie den Armeebestand um 40- bis 50,000 Mann reduciren will, eine Rechtfertigung erhalten. Jedenfalls kann Italien trotz seines inneren Reichthums die Ausgaben für den Militäretat in der bisherigen Höhe auf die Länge nicht ertragen.

Zu dem kommt, daß, wie mich Agenten und Reisende mehrerer wiener und rheinischen großen Fabriken versicherten, der Handel in Italien, mit Ausnahme des Kirchenstaates, sehr darniederliegt. Der Absatz in österreichischen Fabrikaten, in Leder- und Kurzwaaren ist auf die Hälfte gesunken; alle Welt schränkt sich ein. In Florenz versicherte mich der Lohnbediente, daß die reichen Familien, welche sonst zehn männliche Dienstboten gehalten, sich auf drei jetzt eingeschränkt hätten. Die Unsicherheit der gegenwärtigen Zustände schreckt von Bauten und Fabrikunternehmen ab; die Regierung ist die einzige, welche durch die großen Eisenbahnbauten hierin vorgeht; aber solche erzwungene, nur mit den Staatsgeldern gestützte Industrie kann

die natürlichen und freien Unternehmen der Privaten nicht ersetzen.

Glücklicherweise ist Italien ein Land, welches diesen vorübergehenden Druck länger, als ein anderes ertragen kann. Die Hauptquellen seines Reichthums sind die Rohproducte des Bodens und der Seidenbau; die Ausfuhr von Südfrüchten und von Olivenöl ist sehr bedeutend und fortwährend im Steigen. Der Handarbeiter braucht in diesem milden Klima mit seiner Familie kaum die Hälfte dessen, was der Arbeiter in Deutschland verdienen muß. Der gegenwärtige Druck trifft deshalb mehr die mittleren und und höheren Klassen.

Ich war sehr gespannt darauf, ob nicht in Florenz oder Neapel, den ehemaligen Residenzen bedeutender Höfe, die partikularistischen Interessen sich wieder geltend gemacht hätten; ob nicht der Adel, die Luxusgewerbe, die Lazaroni die alte Wirthschaft mit ihrem Nepotismus, ihren Hof- und Ehrenstellen, mit ihren reichen Geldmitteln zurückwünschten und in Anklagen gegen das jetzige Regiment in Turin sich ergehen würden. Aber ich habe weder in den Gewölben des Luxus, noch bei dem gemeinen Manne davon etwas bemerken können. In Neapel war bekanntlich ein großer Theil des Adels mit Franz II. abgezogen oder hatte wenigstens die Stadt verlassen; man versicherte mich, daß die Zahl dieser Legitimisten sich täglich verminderé; jeden Monat kehren solche Familien aus Rom oder von ihren Landsitzen nach Neapel zurück.

Ein deutscher Professor, der bereits lange in Neapel gelebt hatte, wollte dies aus der Indolenz und Versunkenheit des neapolitanischen Adels erklären. Als Beleg erzählte er mir, daß unter Ferdinand II. einmal vom Papst ein Geistlicher nach Caserta zum König gesandt worden,

der zwar nur von niederem Range gewesen, aber das Vertrauen des Papstes genossen habe. Der König habe ihn mit Auszeichnung empfangen, im Schlosse zu Caserta wohnen lassen, eine Equipage zur Verfügung gestellt, und als dies bekannt geworden, habe der ganze hohe Adel nicht angestanden, dem Geistlichen seine Aufwartung zu machen und ihm bei Hofe die Hand zu küssen.

Wenn auch ein solches hartes Urtheil über den Adel Unteritaliens einige Wahrheit hätte, so würde doch dies nicht zureichen, die gegenwärtige Ohnmacht der partikularistischen Interessen zu erklären. Der tiefere Grund davon liegt offenbar darin, daß man in Italien mit der Einheit, nicht auf halbem Wege stehen geblieben ist; daß man nicht wie eine starke Partei in Deutschland es will, die Souveränetät der Einzelstaaten nur halbirt und die eine Hälfte in den Händen der alten Fürsten und ihrer Partikular-Parlamente gelassen hat.

Trotz der Mißregierung der früheren Zeit sind doch auch in Italien unzweifelhaft sehr starke und mächtige Interessen noch gegenwärtig mit diesen alten Staats- und Regierungsformen verknüpft; man braucht nur in Deutschland die Residenz eines Mittelstaates zu betreten, um zu erkennen, wie viele Familien, Gewerbe und Unternehmen mit dem Partikularismus eng verbunden sind, und welche Entrüstung sich erhebt, wenn an der Souveränetät solchen Staates gerüttelt werden soll, um überzeugt zu sein, daß auch in Italien bei gleicher Lage auch die gleichen Interessen bestehen und daß sie sich mit der größten Energie geltend machen würden, wenn sie bei einer blos föderalistischen Einigung, an ihren alten Fürsten und Kammern die legalen Organe behalten hätten, um diesen Interessen Geltung zu verschaffen und die Centralgewalt nach Mög-

lichkeit zu beschränken und zu lähmen. Die Eifersucht zwischen Neapel und Turin, die Last der gestiegenen Abgaben, der verlorene Einfluß bei Besetzung der Aemter und Ehrenstellen, der wiederauflebende Stolz auf die alte Selbstständigkeit und ruhmreichen Erinnerungen, das eigensinnige Festhalten an einer angeblich berechtigten Sonderentwickelung, würden den partikularistischen Tendenzen, wenn sie an den Fürsten und Einzelvertretungen eine Stütze behalten hätten, eine Macht gegeben haben, welche die Centralgewalt, wie 1848 in Deutschland, zur Ohnmacht herabgedrückt hätte.

Nur dadurch, daß man den von Napoleon pfiffiger Weise beabsichtigten Föderativstaat im ersten Siegesrausch nicht zuließ und den vollen Einheitsstaat hinstellte, ist Italien diesen Gefahren entgangen, und jene feindlichen Sonderinteressen, des legalen Organes entbehrend, sind auf die heimliche Unzufriedenheit beschränkt worden, auf die geballte Faust in der Tasche, welche für die Entwicklung der Einheit ohne Gefahr ist.

Die Schwierigkeiten, mit welchen die turiner Regierung zu kämpfen hat und ihre demüthigende Stellung Frankreich gegenüber, haben die republikanische Partei in Italien in der letzten Zeit sehr verstärkt. Sie hat ihre Anhänger in der Jugend der mittleren und höheren Stände; die arbeitenden und besitzlosen Klassen gehören weit weniger dazu, als in Deutschland und Frankreich, weil der Gegensatz ihrer gegen die Besitzenden hier geringer ist.

Obgleich der Grund und Boden in Italien zum großen Theil noch in den Händen des Adels ist und Grund und Boden nirgends mehr geschätzt wird, als hier, so besteht doch hier nicht das gespannte Verhältniß zwischen Bauer und Gutsherr, wie vor 1848 in Deutschland. Es mag

mit daher kommen, daß die Eigenthümer keine selbstständige Wirthschaft auf großen Gütern neben den Bauern treiben, alles ist verpachtet und vieles nach dem Metayer-System, gegen eine Quote des Naturalertrages. Die niedere Klasse in Neapel habe ich weder für Franz II. noch für Victor Emanuel begeistert gefunden, obgleich es hieß, daß Franz II. sich ihrer bedient habe, um die gebildete Klasse in Angst und Ruhe zu erhalten. Der Garibaldi-Cultus hängt mit keiner bestimmten Staatsform zusammen; er ist mehr reine Begeisterung für einen Mann, der in seiner antiken Größe, Uneigennützigkeit und Bescheidenheit wie ein glänzendes Meteor am dunkeln Himmel dasteht.

Die republikanische Partei hat vielmehr ihren Anhang in den gebildeten Klassen, und auch da betrachten die Einsichtigeren die Republik nicht gerade als die dauernde Regierungsform für Italien; aber man meint, daß ihre zeitweise Aufrichtung allein eine solche Erschütterung der Verhältnisse und Begeisterung der Massen herbeiführen könne, wie sie zur Gewinnung Rom's und Venetien's nöthig sei.

In Rom habe ich keinesweges die Aufregung gefunden, welche man nach den deutschen Zeitungen dort erwarten sollte. Von der Thätigkeit der geheimen Comite's war nichts zu spüren; alles ging seinen regelmäßigen Gang, nnd Rom macht weit mehr den Eindruck eines großen Vergnügungsortes für die Fremden aller Länder, als den einer Stadt, wo der fremde Militärdruck den gewaltsamen Ausbruch der Unzufriedenheit mühsam zurückhielte.

Es erklärt sich dies aus den ungeheuren geistigen und materiellen Mitteln, welche der päpstlichen Regierung immer noch zu Gebote stehen und welche die Interessen des Adels, des Gewerbstandes und vor allen der Frauen an dies geist-

liche Regiment fesseln. Die Geldhilfen von außen fließen noch immer reichlich; die neue Anleihe wird wunderbarerweise al pari ausgegeben. Handel und Verkehr blüht durch die Unzahl von Fremden, welche jedes Jahr in steigendem Maße herbeiströmt; der letzte Winter war von Fremden überfüllt; Rom ist nach Versicherung ausländischer Handlungshäuser die einzige Stadt in Italien, wo ihr Absatz sich nicht gemindert hat.

Es ist deshalb natürlich, daß die päpstliche Regierung der Zukunft mit mehr Hoffnungen als je entgegensieht. Anstatt an Conzessionen zu denken, erwartet man binnen kurzer Zeit die Restauration der alten Fürsten, und angesehene Geistliche erzählten mir mit Freude, wie kalt Victor Emanuel bei dem großen Schützenfest in Mailand aufgenommen worden, wie er in Florenz sich gar nicht mehr sehen lassen dürfe, und wie die Unzufriedenheit mit dem turiner Regiment durch ganz Italien im reißenden Zunehmen sei.

Die französische Besatzung in Rom ist sehr bedeutend; sie hat die Engelsburg, die Citadelle von Rom, so wie alle Thore und militärisch wichtigen Punkte ausschließlich inne; das päpstliche Militär steht nur in den Landstädten und der Papst hat in Rom blos seine 200 Schweizer zu seiner persönlichen Bewachung. Das Verhältniß zwischen den französischen Soldaten und den Römern ist weder feindlich noch freundlich; man geht gleichgültig an einander vorüber. Die französischen Offiziere leben ziemlich abgeschlossen; der Kaiser hat ihnen einen der schönsten Paläste Rom's an der Piazza della Colonna zu ihrem Casino glänzend einrichten lassen. Ein breiter Altan mit der schönsten Orangerie zieht sich rings um den ersten Stock und im Innern sind alle französischen Zeitungen, eine französische

Bibliothek und ein französisches Restaurant vorhanden, so daß man da glauben kann, in Paris zu sein. Dabei sind ihnen auch sonst alle möglichen Erleichterungen gewährt; es besteht eine eigne französische Briefpost, welche jede Woche zweimal abgeht, und die Briefe so schnell befördert, daß selbst die Briefe nach Deutschland auf diesem Wege am schnellsten an ihre Adresse gelangen.

Diese französische Besatzung Rom's machte auf mich einen höchst niederschlagenden Eindruck; obgleich man sich über das Benehmen der Offiziere und Soldaten außer dem Dienst durchaus nicht beklagen kann. Es ist natürlich, daß der Eindruck auf den Römer noch viel demüthigender sein muß. Von der Engelsburg, von den Thoren, von vielen alten Palästen weht die französische Tricolore; Abends 9 Uhr ertönt der Zapfenstreich mit Pfeifen und Trommeln durch die Stadt, in allen Straßen marschiren Patrouillen; alle Gewalt geht von dem Palast Ruspoli aus, wo der französische Marschall wohnt und von der päpstlichen Regierung spürt man nichts als die Polizeisoldaten, welche mit ihren breiten dreieckigen Hüten gemüthlich die Straßen durchwandern.

Die Deutschen in Rom beklagten sich bitter darüber, daß keine deutsche Zeitung, mit Ausnahme der „Allgemeinen Augsburgerin“ einen Correspondenten in Rom habe. Sie behaupteten, daß alle aus Rom datirten Artikel der deutschen Blätter nur deutsches Machwerk aus italienischen Zeitungen oder zufälligen und unzuverlässigen Mittheilungen sei. Sie warnten überhaupt, den Zeitungsnachrichten über Italien zu sehr zu vertrauen. Es sei natürlich, daß von dem regelmäßigen Zustande nichts geschrieben werden könne; nur wo eine Straßendemonstration vorkomme, wo die Briganten einen Raub ausgeführt, wo eine Verschwörung

entdeckt worden, sei Stoff für die Zeitungen, und indem man in Deutschland nur davon zu lesen bekomme, sei es natürlich, daß man sich den Zustand des Landes viel unruhiger und gefährlicher vorstelle, als es der Fall sei.

Ich kann dies nach meinen Erfahrungen nur bestätigen. In Italien, selbst in Neapel und dessen Umgegend sprach kein Mensch von Briganten und die allgemeine Sicherheit ist in Italien jetzt nicht geringer als in Deutschland. Ich habe von Rom und von Neapel aus mehrfache Wanderungen zu Fuß, allein oder nur mit einem Knaben gemacht, ohne daß mir der mindeste Unfall begegnet wäre. Von einer politischen Bedeutung des Brigantenthums spricht nur noch das „Giornale di Roma"; höchstens in Apulien mag die Sicherheit noch durch die Reste dieser zu Räubern herabgesunkenen Briganten mitunter gestört werden.

Ich glaube, daß deshalb auch die Regierung in Turin auf die Anwesenheit Franz II. in Rom kein großes Gewicht mehr legt, und jene Correspondenzen, welche noch jetzt von Reklamationen deshalb berichten, verdienen keinen Glauben. Franz II. bewohnt jetzt mit seiner Familie seinen eigenen Palast ohnweit des venetianischen Palastes am Ende des Corso. Er und sein Bruder leben wie Privatleute; man sieht sie nur, wenn sie im Wagen in der allgemeinen Wagenreihe des Corso spazierenfahren, wo sie ohne allen Prunk und Etikette an dem allgemeinen Vergnügen Theil nehmen, auf dem Monte Pincio aussteigen und mitten unter den Römern spazierengehen. Diese Natürlichkeit und Einfachheit hat sie in Rom populär gemacht.

Der Eintritt in Rom.

Unter den mancherlei Enttäuschungen, die der Deutsche in Italien erfährt, ist seine größte der Eintritt in Rom. Man erwartet eine Stadt zu finden, wie keine andere in der Welt; der Name Rom ruft mit magischer Gewalt alle Helden der römischen Geschichte, alles Große wach, was seit unserer Knabenzeit sich damit verbunden hat. Man erwartet, in allen Straßen die kolossalen Bauten der Kaiserzeit, die alten Tempel mit ihren Säulen und Bildwerken zu finden; das Capitol, der tarpejische Felsen, der goldne Palast Nero's, das Forum Romanum, erheben sich in nebelhaften gigantischen Umrissen vor dem innern Auge, und wenn man endlich diese Welt- und Wunderstadt erreicht hat und durch ihre Straßen fährt, so reibt man sich die Augen, denn man sieht nichts als — eine moderne Stadt zweiten Ranges.

St. Peter mit dem Vatikan, die bedeutendsten Ueberreste aus der römischen Kaiserzeit, liegen beides an den äußersten Enden des heutigen Rom's und haben auf die allgemeine Physionomie der Stadt keinen Einfluß. Die Piazza del Popolo, durch die der Deutsche gewöhnlich hereinkommt, ist groß und schön, aber Aehnliches und Größeres hat man schon in den nördlichen Hauptstädten Europa's

gesehen; der Corso ist nichts als eine gerade, ziemlich enge Straße mit hohen Häusern und mittelmäßigen Verkaufsläden wie hundert andere; hie und da unterbricht eine Kirche die Häuserreihe, aber ohne durch Größe oder Bauart die Aufmerksamkeit des Ankommenden zu fesseln.

In den Straßen ist ein lebendiges Treiben geschäftiger Menschen, aber weder an den Männern noch an den Frauen bemerkt man etwas Eigenthümliches. Alles trägt und bewegt sich wie in Paris und Berlin und man sucht vergeblich nach den römischen Frauen mit rothem Mieder und dem viereckig gefalteten, auf dem Kopf liegenden weißen Tuche; vergeblich nach den bunten Farben der Röcke und Bänder, wie wir sie aus den Bildern unserer modernen Maler kennen. Solche Trachten sind jetzt in Rom so selten, wie in Berlin die altenburger Bauermädchen, und wenn man sie trifft, so ist der Anzug so unsauber, das Tuch auf dem Kopfe so grob und grau, daß alle Poesie in Prosa zerrinnt. Nirgends eine Spur, daß man in die Stadt einfährt, die Romulus gegründet, Nero verbrannt und schöner wieder aufgebaut, die die Kaiser der ersten drei Jahrhunderte unserer Zeitrechnung mit Prachtbauten geschmückt und mit den geraubten Kunstschätzen aller Länder erfüllt haben.

Die Säule des Antonin auf der Piazza della Colonna und die Obelisken an den Fontainen sind das Einzige, was den Ankommenden sagt, daß Rom älter ist als Berlin; aber die Marmor-Reliefs der Säule sind so verwittert und so hoch, daß man sie nicht erkennt und nur eine Säule sieht, wie sie auch in Paris, London und Berlin stehen, und die Obelisken erinnern wohl an die Pharaonen in Egypten, aber sind kein Bild römischen Lebens weder aus der Kaiserzeit noch aus der Herrschaft der Päpste.

Dieser Eindruck bei der Ankunft in Rom ist nichts Affectirtes oder Blasirtes; er ist der natürliche für Alle, die unbefangen eintreten und nicht in forcirter Begeisterung Wunderdinge sehen, wo der einfache Mensch nur Häuser und Menschen, wie überall anderwärts, bemerkt. Dieser Eindruck zeigt sich namentlich in dem Urtheil aller Kaufleute und Männer der Praxis. Nicht daß diesen die Bildung und Empfänglichkeit für das Große und Ehrwürdige abginge, nein, diese Empfindung überkommt sie trotz einer reichen Bildung und eines feinen Geschmacks; sie sind nur frei von jenem blinden Kunst- und Alterthums-Enthusiasmus, mit dem jeder studirte Deutsche nach Rom zu kommen und von Rom zu erzählen sich für verpflichtet hält, mag seine wahre Empfindung gewesen sein, welche sie wolle.

Solche affectirte Bewunderung ist kein Glück für Rom; denn der Weg, das wahrhaft Große in ihm zu finden, wird durch solche übertriebene Schilderungen und zu hochgespannte Erwartungen gar Vielen verleidet.

Noch vor wenig Tagen war in der sonst so nüchternen „Gartenlaube“ eine Novelle zu lesen, in deren Beginn es heißt: „Wer nicht Rom von Jugend auf im Herzen getragen, seine Riesengeschichte nicht auf sich hat wirken lassen, wer nicht mit seiner ganzen Bildung in dieser Stadt wurzelt, von deren Hügeln ein gewählter Herrscher zum zweitenmale seinen Blick über mehr als zweihundert Millionen Menschen gebietend schweifen läßt, der kann nicht anders empfinden, als mein guter Kaufmann.“ Dieser Kaufmann hatte sich nämlich über den Schmutz und die Bettler in Rom beklagt. Weiter heißt es gleich darauf: „Dies Rom ist der einzige Fleck Erde, auf dem sich Ruhe finden läßt vor den Nöthigungen der Gegenwart, der einzige Ort, an dem sich alle Mühseligen und Beladenen zusammenfinden

und Rang, Ehrgeiz, Kampf und Streit hinter sich lassend, in unmittelbarem Anschauen der Vergänglichkeit aller Herrlichkeiten dieser Welt, die Gebrechlichkeit unseres Daseins fühlend, sich als Mensch zu Menschen finden können."

Solche Ueberschwänglichkeiten mögen eine vortreffliche Einleitung zu der vortrefflichen Novelle sein, die ihnen folgt, aber wenn der deutsche Familienvater, der mit seiner Frau und sechs Kindern gemüthlich Kaffee trinkt, wie auf der Titel-Vignette dieses Blattes zu sehen ist, wenn dieser solche Worte ernstlich nimmt und sich auf den Weg nach Rom begiebt, wie muß er staunen, daß die Polizeisoldaten dort so gut wie die Schutzmänner in Berlin auf Ordnung halten, daß trotz aller Vergänglichkeit des Irdischen doch Jedermann in Rom so fest daran hält, wie die Leute bei ihm zu Hause und daß der Mensch in der Karosse mit drei Bedienten dahinter in Rom so wenig wie anderwärts Lust bezeigt, sich mit den zerlumpten Menschen der Straße zusammenzufinden.

Als Stadt zweiten Ranges zeigt sich Rom unter andern auch durch sein verändertes Aussehen an Sonn- und Festtagen. Die ganze Bevölkerung ist dann auf den Beinen; alles hat seine besten Kleider angelegt, und der Corso ist von Wagen und Fußgängern voll gepfropft, die sämmtlich vergnügt nach dem M o n t e P i n c i o ziehen. Dieser Monte Pincio, den man in den alten Römerzeiten kaum genannt findet, ist jetzt der Sammelpunkt der vornehmen Welt, und der Stadttheil, welcher ihm am nächsten liegt, die Piazza di Spagna, die Via Condotti u. s. w. gelten als das fashionable Viertel. Die Anhöhe ist hoch genug, um einen Ueberblick über die ganze Stadt zu gewähren und das Ganze ist in der Weise eines englischen Parks mit

Fuß- und Fahrwegen, Springbrunnen, Statuen und schönen Baumanlagen eingerichtet.

Sonntags spielt die französische Militärmusik und die Anlagen sind dann von Equipagen und Spaziergängern aller Stände gefüllt. Der Handwerker führt dann seine geputzte Frau an dem einen Arme und an dem andern zieht er geduldig den Kinderwagen, wie bei uns. Wäre der Garten eben und ausgedehnter, so könnte man sich in die Thiergarten-Straße nach Berlin versetzt glauben; aber die hohen Stadtmauern machen den Spaziergängen bald ein Ende. Man hält sonderbarer Weise in Rom noch streng an diesen Mauern fest, obgleich sie für die Vertheidigung der Stadt ohne allen Werth sind. Die einzelnen Theile derselben datiren aus allen Jahrhunderten seit Roms Erbauung und schließen neben dem modernen Rom auch noch die Stätte des antiken Roms ein.

Auch Rom ist nicht unbeweglich in dem Laufe seiner dritthalbtausend Jahre geblieben; es ist stetig von Süden nach Norden gerückt und die glänzendsten Stadtviertel der Römerzeit sind jetzt Felder und Gemüse-Gärten, deren Fußsteige in die berühmte Porta Ostiensis, Porta Appia, Porta Latina endigen. An den Monte Pincio stößt außerhalb der Mauer der Garten der Villa Borghese; könnte die unnütze Stadtmauer beseitigt werden, so würden beide in eine Anlage verbunden, den schönsten Park abgeben und die Parks von London weit übertreffen.

Ueberhaupt sind die schönsten Punkte innerhalb und außerhalb der Mauern Roms von Alters her in Privatbesitz, mit hohen Mauern abgeschlossen, ohne daß die Römer alter oder neuerer Zeiten daran Anstoß genommen haben.

Die Masse der geputzten Leute zu Wagen und zu Fuß bei dem herrlichen Sonntags-Wetter gab mir eine gute Ge-

legenheit, nach den schönen römischen Frauen mich umzusehen. Ich fand deren verhältnißmäßig weniger, wie in Deutschland, aber Wuchs und Gesichtsbildung hatte manches Abweichende; beides war kräftiger und fleischiger wie bei uns. Von schlanken Taillen war gar nichts zu sehen; die Römerinnen, hoch und niedrig, scheinen sich gar nicht zu schnüren. Die Statur ist mehr untersetzt; magere oder schmachtende Gesichter sieht man gar nicht. Die jüngeren Mädchen der höheren Stände haben volle Wangen und Busen, was ihnen trotz der schwarzen großen Augen und gebogenen Nase einen phlegmatischen Charakter giebt. Ich suchte auf der Promenade und in den Logen des Theaters vergeblich nach den Zügen der Leidenschaft und Eifersucht, ohne die man in Deutschland sich keine Römerin denken kann; aber sie sahen alle sehr wohlhäbig drein und hätten nach ihrem Aeußeren ohne Ausnahme vortrefflich in das Serail des Sultans gepaßt. Die mangelhafte Erziehung und die dürftige geistige Ausbildung war auf ihren Gesichtern deutlich zu lesen; ein Mädchen, das in der Pension hat tüchtig lernen müssen, das denkt und lebhaften Theil nimmt an der geistigen Bewegung der Zeit, kann nicht solch verschwommenes ausdrucksloses Gesicht bekommen, wie man sie aus allen Logen der Argentina in Rom herausgucken sieht.

Ein anderer Umstand, der das moderne Rom kennzeichnet und niederdrückt, ist die Herrschaft der Fremden. Ich meine hier nicht die politische Herrschaft der Oesterreicher oder Franzosen, sondern die gesellschaftliche Bedeutung der sogenannten Touristenfamilien.

Was Dresden im Kleinen ist, eine Stadt, wo nach Art der Badeorte, der reiche Fremde ganze Stadtviertel besetzt, nur dem Vergnügen nachjagt, die Moden und den gesellschaftlichen Ton bestimmt, den Herrn spielt, während

die unbemittelte einheimische Bevölkerung sich zu seinem Diener hergiebt, ihm überall die besten Plätze einräumt und nur aus seinem vollen Geldbeutel sich dafür entschädigt, das wird Rom mit jedem Jahr mehr im Großen werden.

Der ganze Stadttheil, den die drei Hauptstraßen, die Via Ripetta, der Corso und die Via die Spagna einschließen, die beste Hälfte des modernen Roms wird bald gänzlich in Gasthöfe, Café's und Chambre garnie's für die Fremden umgewandelt sein. Der steigende Wohlstand in den Mittelklassen Europa's und Amerika's, die außerordentlichen Erleichterungen und Beschleunigungen des Reisens füllen Rom mit Fremden aus allen Welttheilen, und der Andrang ausländischer Familien ist in dem letzten Winter so stark gewesen, daß zu dieser Zeit die Preise aller Bedürfnisse auf das Doppelte stiegen. Dies sind allerdings prächtige Aussichten für Gast- und Kaffeewirthe, für Lohndiener, Miethskutscher, für Handwerker und Luxushändler, aber wo bleibt das alte, weltbeherrschende, stolze Rom, was der enthusiastische Deutsche sucht?

Ich kenne nur ein Mittel gegen diese Ueberfluthung Roms, die seinem Ruhm gefährlicher wird, als die Völkerwanderungen des Mittelalters waren, das ist das einige Italien mit Rom als seiner Hauptstadt.

Dann, wenn die Adern nicht mehr unterbunden sein werden, welche das lebensvolle, feurige Blut seiner Glieder nach Rom, dem Herzen Italiens führen, nur dann wird Rom sich als Rom aufrecht erhalten, während das gegenwärtige Regiment es weder hindern kann noch hindern mag, daß römische Sitte und römischer Charakter von dem verheerenden Zuge der Touristen aufgezehrt wird, wie furchtbare Weizenfelder von den Heuschrecken.

Schon haben die Fremden alle Nationalfeste vergiftet. Der heiter-anmuthige Carneval, wie ihn Göthe und Stahr noch fanden, ist zu einem gemeinen, plumpen Bewerfen mit Unkraut und Mehlkugeln herabgesunken, an dem der Römer kaum noch sich betheiligen mag. Bei den großen Kirchenfesten werden die Fremden, trotz der Größe von St. Peter bald keinen Raum mehr übrig lassen für die Andächtigen aus Rom und seiner Campagna. Das Künstlerfest, das sonst alljährlich als ein verfeinertes Nachspiel des Carnevals gefeiert wurde und wobei der gewählte Künstler-Präsident wirklichen Königen und Fürsten Audienzen ertheilte, hat aufgehört, weil die Schaar der neu- und schaugierigen Touristen es so umlagerte und umdrängte, daß die Künstlerlaune sich diesen hohlen Köpfen gegenüber nicht mehr erhalten konnte. Das hübsche Blumenfest in Genzano hat, nachdem die Eisenbahn nahe vorbeiführt, und Extrazüge die Amerikaner und Engländer zu Tausenden hinbringen, sich zu einer Komödie erniedrigt, zu einer Reihe von Schaustückchen, welche vor den Fremden aufgeführt werden, um ihnen so viel Geld als möglich abzunehmen.

Zu diesen bedeutenderen Zeichen, welche Rom als moderne Mittelstadt charakterisiren, lassen sich noch kleinere Züge die Menge hinzufügen.

Um 10 Uhr Abends werden die Straßen, auch in schönen Sommerabenden, auffallend leer, um 11 Uhr werden die Café's und Trattorien geschlossen; dann trifft man nur noch hie und da einen Menschen, und ich habe mehrmals, als ich um Mitternacht aus dem Theater kam, mich hungrig in's Bett legen müssen.

Als ich ein Paar Schuhe brauchte, hatte ich eine halbe Stunde zu suchen, ehe ich ein Gewölbe fand, wo man

einigen Vorrath hielt, und es war ein glücklicher Zufall, daß ich ein Paar leidlich passende fand.

Die Wäsche wird in Rom sämmtlich vor den Fenstern auf Stangen und Leinen getrocknet, die aus den Fenstern der Etagen weit hinaus ragen und in Seitenstraßen oft querüber gezogen sind. Aber selbst in der zweiten Hauptstraße Roms, der Via Ripetta, habe ich Häuser gesehen, wo die Betttücher und Hemden gleich Flaggen vor den Fenstern wehten und dem Gebäude das Ansehen eines Schiffes mit vollen Segeln gaben.

Im Mausoleum des Augustus ist ein recht gutes Theater, wo des Nachmittags gespielt wird, und man, wie bei allen solchen Tagestheatern, im Freien sitzt. Wenn Regen während des Spiels eintritt, so spannen nicht blos die Zuschauer die Schirme auf, sondern auch der Souffleur, dessen großer baumwollener Schirm dann die halbe Scene bedeckt. Wird der Regen heftiger, so kommen noch die Spieler mit Schirmen und der Liebhaber fällt dann seiner Schönen im Boudoir, mit dem Regenschirme in der Hand, zu Füßen. Glücklicher Weise macht das Klima solche Fälle selten, aber nicht minder komische Wirkungen hat das Geläute eines benachbarten Klosters. So wie es ertönt, was bei jeder Vorstellung einige Mal geschieht, müssen sämmtliche Acteurs zu sprechen aufhören, bis es ausgeläutet hat. Ich erlebte es alle Tage, daß in den feurigsten Scenen die Acteure plötzlich sämmtlich wie versteinert und verstummt dastanden; der Bandit, der den Liebhaber der Frau heimlich ermorden soll, hält mitten in dem Stoßen des Dolches inne und beide rühren sich nicht; der überraschte Dieb will zum Fenster hinausspringen und bleibt mit aufgesetztem Beine stehen, bis die Glocke schweigt.

Die besseren Schauspieler suchen solchen peinlichen

Pausen, die glücklicher Weise nicht über eine bis zwei Minuten dauern, mit Pantomimen auszufüllen. Aus dem Trauerspiel mit Verwünschungen in hochtönenden Versen sieht man sich dann auf einmal in das mimische Ballet versetzt und der Vater, der eben seinen Sohn zu verfluchen beginnt, schweigt mitten in der Periode und gestikulirt mit Armen und Beinen gegen den Unglücklichen, der auch seinerseits die Sprache verloren hat und nur durch klägliche Geberden den Zorn abzuwenden sucht, bis plötzlich beide die Sprache wiederfinden. Das Publikum ist daran gewöhnt und würde eine Abweichung von dieser alten Sitte nicht gestatten.

Rom läßt auch in der Gemüthlichkeit und in dem Vertrauen, mit dem der Fremde behandelt wird, die Mittelstadt erkennen. Man braucht nur zwei Tage regelmäßig in einem Café sein Frühstück zu nehmen und der Bottegha bringt es dem Fremden schon den dritten Tag in derselben Weise, ohne daß man ein Wort zu verlieren braucht. In der Trattorie kennt der Kellner in derselben Zeit die Lieblingsgerichte des Gastes, und nöthigt ihn höflichst, noch eine, zwei Schüsseln mehr zu essen, als wenn man bei ihm zu Gaste wäre.

Auf der Post ist man schon nach wenig Nachfragen so gekannt, daß der Beamte, noch ehe man seinen Namen wieder nennt, theilnehmend den Brief emporhebt, nach dessen Ankunft man die frühern Tage sehnsüchtig gefragt hat.

Ein Bilderhändler zeigte in dem Café, wo ich das Frühstück nahm, einige Male eine hübsche Copie von der Bella del Tiziano, deren berühmtes Original in Florenz ist. Ich hatte das Bild nur mit ein paar Worten gelobt und war nicht wenig verwundert, als ich eines Abends bei dem Nachhausekommen, in meinem Zimmer das Bild auf

den Alkoven aufgestellt fand, wo ich mich mehrere Tage daran erfreuen konnte, ohne daß der Händler sich meldete. Solche kleine Züge erinnerten mich lebhaft an ähnliche Erlebnisse in den Mittelstädten Deutschlands.

Es leben viele deutsche Künstler- und Gelehrten-Familien in Rom, und rühmen Rom und die Größe des dortigen Lebens. Wenn man indeß näher nachfrägt, so sind es nicht die Ruinen und die Erinnerungen an das alte, weltbeherrschende Rom, die sie ergötzen, sondern das billige, behagliche und ungenirte Leben, was ihnen Rom als moderne Mittelstadt bietet.

Roms Größe liegt nicht in Dem, was man auf seinen Straßen und Plätzen sieht und hört; Rom kann nicht in der gewöhnlichen Touristen-Manier, wie andere Städte, genossen werden. Man muß reiche Kenntnisse des Alterthums und der Geschichte dahin mitbringen; man muß statt eines flüchtigen Anschauens, ein langes, ernstes Studium diesen Ruinen vergangener Jahrhunderte zuwenden, wenn man diese Größe erkennen und ihren Werth für Wissenschaft und Kunst verstehen will.

Die bedeutendsten Monumente aus der alten Römerzeit stehen ziemlich nahe beisammen, hinter dem ehemaligen Capitol, auf und neben dem alten Forum Romanum.

Der Weg dahin aus dem modernen vornehmen Rom führt an dem venetianischen Palast und einer Reihe anderer Paläste des Mittelalters vorbei, welche da stehen, wo der Corso aufhört und wo der Glanz Roms im Mittelalter sich zusammendrängte. Hinter diesen Palästen werden die Straßen enger, die Häuser immer kleiner und schmutziger. Das alte Capitol, das jetzt nur mit modernen Gebäuden bedeckt ist, wird blos von den Hütten der ärmsten Einwohner umgeben; die Kinder treiben sich da in zerrisse-

nen Hemden auf den schmutzigen Straßen herum; in den Häusern sieht man die Armuth in allen Gestalten. Hinter dem Capitol verlieren sich auch diese ärmlichen Hütten. Rom endet hier in eine wüste Haide, die hie und da mit Gras bewachsen und von einigen Alleen durchschnitten ist.

Diese Einöde war der Glanzpunkt des alten Roms; hier war das Forum mit seinen Prachtbauten, zu denen ein halbes Jahrtausend lang die Kräfte und Schätze der ganzen Welt verschwendet wurden. Das, was davon noch zu sehen ist, entspricht lange nicht den Erwartungen und der pochenden Unruhe, mit der man gekommen ist. Auch hier ist das Meiste Ruine; abgebrochene Säulen, zerfallende Bogengewölbe, Bruchstücke von Bildsäulen und Reliefs, aus denen nur der *Kenner* mit Hilfe einer geübten Phantasie das ehemalige große Bau- oder Kunstwerk sich zusammensetzen kann.

Die furchtbare Verwüstung, welche über diese Riesenbauten hinweggegangen ist, kann man daraus abnehmen, daß das gegenwärtige Pflaster in diesem ganzen Stadttheile um vier bis sechs Ellen höher ist, als das Straßenpflaster der alten Zeit, welches an mehreren Stellen hier aufgegraben und blosgelegt ist. So hoch bedeckt es der Schutt der Zerstörungen aus der Zeit der Vandalen und Gothen. Am besten erhalten sind noch die beiden Triumphbogen des *Septimius Severus* in der Nähe des Capitols und des *Constantin* in der Nähe des Colosseum. Beide sind einander sehr ähnlich und bestehen aus einem Hauptthor in der Mitte, und einem kleineren an jeder Seite; alle drei Thore sind durch einen starken und hohen Oberbau verbunden. Die Wände und Bogen sind mit Reliefs in Marmor, die Nischen mit Bildsäulen verziert. Alle diese Ver-

zierungen sind aber so zerstoßen und beschädigt, daß sie nur für den gelehrten Forscher noch von Bedeutung sind.

Ich fand beide Triumphbogen für die Größe Roms, in dessen glänzender Kaiserzeit sie errichtet sind, zu klein. Das Brandenburger Thor in Berlin, was nach ihnen gebaut ist, ist weit größer und imposanter.

Das einzige Gebäude aus der alten Römerzeit, das noch gegenwärtig auf den Laien einen großartigen Eindruck macht, ist das Colosseum, ein Amphitheater, welches Kaiser Vespasian zu bauen anfing und Kaiser Titus nach der Zerstörung von Jerusalem vollendete und im Jahre 80 nach Christi Geburt einweihte. Es war zu Thier- und Gladiator-Kämpfen bestimmt und faßte über 100,000 Zuschauer. Die Kämpfe geschahen auf dem innern ovalen Platze, der 285 Fuß lang, 182 Fuß breit ist. Diesen Platz umgaben die steinernen Sitzreihen der Zuschauer, die sich eine über die andere bis zu einer Höhe von 154 Fuß in gleichen ovalen Rundungen erhoben. Das Theater war ohne Dach und wurde zum Schutz gegen die Sonne nur mit einem großen Tuche überspannt. Um diese zu solcher Höhe aufsteigenden Sitzreihen zu tragen, sind dreifache Gewölbe übereinander gethürmt, welche sich rings herumziehen und durch Quergewölbe unterbrochen werden. Die äußere Seite des Theaters ging steil in die Höhe und war durch Reliefs und Pilaster in Marmor verziert.

Das Ganze wirkte weniger durch Schönheit als durch das Großartige und Colossale seiner Dimensionen. Diese Wirkung hat es auch heute noch, obgleich nur an einer Seite das Gebäude sich in seiner ganzen Höhe erhalten hat, an der andern aber bis zur Hälfte eingestürzt ist. Um ferneres Zusammenstürzen der Mauern und Gewölbe zu hindern, sind von der Regierung in neuerer Zeit sehr be-

deutende und kostspielige Bogen und Strebepfeiler aufgeführt worden. Das Einzelne im Innern ist sehr verwüstet und selbst die Sitzreihen haben sich nur theilweise erhalten.

Ich habe das Colosseum so oft aufgesucht, als ich konnte und bin immer gern darin umhergewandert und geklettert. Es ist das einzige Bauwerk, wo man nicht nöthig hat, den sichtbaren Resten die Hauptsache aus der Phantasie und dem Gedächtniß hinzuzufügen, um ein schönes oder großes Ganze zu gewinnen, sondern wo auch der völlig Unbewanderte durch die colossalen Massen des Baues in Staunen und Bewunderung versetzt wird.

Sonderbarerweise hat man in dem innern Oval zwölf christliche Altäre angebracht; sie verschwinden indeß gegen den imposanten Bau und thun seiner Wirkung keinen Eintrag. Ebensowenig bedarf es zu dieser Wirkung des Mondscheines oder der Fackelbeleuchtung, welche raffinirte Touristen für nöthig halten; je heller die Sonne scheint, desto bestimmter übersieht man das Ganze und desto besser kann man sein Gewölbe durchwandern. Alles ist in diesem Bau so mächtig, so colossal, daß es keiner künstlichen Mittel bedarf, um es größer scheinen zu machen, als es ist.

Rom enthält innerhalb seiner Gärten und Villen noch eine große Zahl Ueberbleibsel alter Mauern, Gewölbe, Säulen und Wasserleitungen; aber statt seine Zeit in Aufsuchung dieser für den Laien meist unbedeutenden Ruinen zu zersplittern, thut man besser, bei dem Colosseum und den Triumphbögen und Säulen des Forums zu bleiben und diese dafür desto öfter aufzusuchen. Statt eines wüsten Gewirres von Ruinen im Kopfe, wird man dann mit einer wahrhaft erhebenden und bleibenden Erinnerung in die Heimath zurückkehren.

Nur das Pantheon verdient noch der Besichtigung.

Es liegt mitten in der jetzigen Stadt in der Nähe der Post und ist in eine christliche Kirche umgewandelt; aber es ist sehr gut erhalten, was bei den meisten Bauwerken der Römerzeit leider nicht der Fall ist. Das Pantheon ist ein schöner, lichter Rundbau, mit einer Kuppel; aber es ist lange nicht so groß, als wie man es nach seinem bedeutungsvollen Namen und nach seiner Geltung in dem alten Rom erwarten kann. — Michel Angelo hatte vielleicht dasselbe Gefühl, als er erklärte, das Pantheon als Kuppel auf die Peterskirche setzen zu wollen.

Die Peterskirche mit dem Vatikan und mit dem durch prächtige Säulengänge, Springbrunnen und einem Obelisken geschmückten Platz davor, ist eine Welt für sich, die mit dem jetzigen Rom nur durch dünne Fäden zusammenhängt. Jenseit der Tiber, am nördlichen Ende der Stadt belegen, sind diese Prachtbauten mit ihren kostbaren Kunstschätzen auch äußerlich nur durch eine lange schmale Gasse mit Rom verbunden; von dem Lärmen und Treiben seiner Einwohner hört man dort nichts und ebenso dünn sind die Fäden der Gewalt, welche von diesem stillen Palaste jetzt über die Stadt sich erstrecken. In der Stadt herrschen jetzt die Franzosen; die Peterskirche, der Vatikan gehören jetzt der ganzen katholischen Welt; Rom hat keinen größeren Theil an ihnen, wie jede andere Stadt der katholischen Christenheit.

Das Peter- und Paulfest in Rom.

Ich habe nie an dem italienischen Kirchenbaustyl Geschmack finden können. Die griechischen Tempel mit ihren Säulen, die gothischen Kirchen mit ihren Portalen und Thürmen verstehe ich; jene sind das vollendete Bild des Schönen, diese das gleich vollendete Bild des Erhabenen; aus jenem spricht der heitere Geist der griechischen Götter, aus diesem der nach dem Jenseits gerichtete Sinn des Christenthums. Aber aus den italienischen Kirchen habe ich nie eine Idee herauslesen, nie eine tiefe Empfindung mitnehmen können.

Die Säulen, dieser schönste Schmuck der antiken Tempel, welcher sie in lichten Reihen von außen umgab und dem sich sammelnden Geiste in ihren Gängen Schutz gewährte, ohne ihn von der Natur, von ihrer Luft und ihrem Licht zu trennen, diese Säulen hat man bei den italienischen Kirchen von Außen nach Innen versetzt und damit ihr Wesen zerstört. Statt daß die Säule im antiken Tempel das flache Gebälk trägt und deshalb mit einem zierlichen Kapitale geschmückt ist, muß sie in der Kirche mit ihrem zierlichen Blätterkelch in unnatürlicher Weise schwere Gewölbe tragen.

Die Säulenhallen, welche die Tempel umgaben, sind zu hohen platten Wänden und Mauern geworden und an der Vorderseite der Kirchen hat man mit Friesen und Karniesen, Pilastern und Halbsäulen nachgeholfen, von denen schon Göthe sagt: „Die Natur der Säule ist, freizustehen. Wehe den Elenden, die ihren schlanken Wuchs an plumpe Mauern geschmiedet haben." Das leichte Giebeldach der Tempel ist in Kuppeln oder Kreisbögen umgewandelt, die durch ihre Schwere drücken, ohne bei ihrer Kleinheit das Erhabene zu erreichen. Im Gefühl dieser verwirrenden Vermengung antiker Elemente hat man durch eine Ueberladung des Innern mit Gold, Bildern und Schnitzwerk nachzuhelfen gesucht, welche aber nur dazu dienen, das Gemüth der Eintretenden zu zerstreuen, statt zu sammeln.

Wie geistvoll haben dagegen die germanischen Völker diese Elemente umgestaltet.

Treffend bezeichnet es Hegel in seiner Aesthetik, wenn er sagt: „Die Unterschiede des Lastens und Tragens gehn hier in einer Spitze zusammen. Das freie Aufstreben und gipfelnde Zueinanderneigen macht die wesentliche Bestimmung der gothischen Baukunst aus, durch welche theils spitzwinkliche Dreiecke, theils Spitzbogen entstehen. — Betritt man einen mittelalterlichen Dom, so wird man weniger an die Festigkeit mechanisch tragender Pfeiler und eines darauf ruhenden Gewölbes erinnert, als an die Wölbungen eines Waldes, dessen Baumreihen ihre Zweige zu einander neigen und ein Laubdach bilden: es ist ein Wald von Pfeilern, die frei in der Spitze zusammenkommen. Der Spitzbogen ist nur die Fortsetzung des Pfeilers selber, der mit einem andern sich zusammenwölbt. Der Pfeiler ist ein schilfartiges Bündel, das sich dann oben mannichfach auseinanderschlägt und wieder eint; der Blick folgt

ihrer schlanken Höhe, bis er bei den zusammentreffenden Bogen beruhigt anlangt, wie das Gemüth bewegt, von dem Boden der Endlichkeit ab sich erhebt und in Gott allein Ruhe findet. — Zu diesem Aufwärtsstreben gehören die hochaufsteigenden Dächer, die Strebepfeiler, die zu spitzen Thürmchen auslaufen und, wie dort im Innern, einen Wald von Spitzen gen Himmel strecken, deren erhabenste Gipfel die Thürme von einer, für das Auge unberechenbaren, Höhe bilden."

Wer erkennt nicht in dieser Schilderung den Marmor-Dom von Mailand, den ich nie betreten konnte, ohne innerliche Schauer und Thränen, die der Wunderbau fließen macht, ohne daß man es bemerkt. Und doch sagt Göthe von ihm in seinen „Fragmenten aus Italien": „Leider suchten die nordischen Kirchenbauer ihre Größe nur in der multiplicirten Kleinheit und dadurch wurden solche Ungeheuer, wie der Dom zu Mailand, wo man einen ganzen Marmorberg mit ungeheuren Kosten versetzt und in die elendesten Formen gezwungen hat, ja noch täglich die arme Steine quält, um ein Werk fortzusetzen, das nie geendet werden kann, weil der erfindungslose Unsinn, der es eingab, auch die Gewalt hatte, einen gleichsam endlosen Plan zu bezeichnen."

Wie würde Göthe staunen, wenn er die von ihm für unmöglich erklärte Vollendung dieses Baues jetzt mit eigenen Augen sehen könnte; jenes blendend weiße Spitzengewebe mit dem sich der glänzende Marmor der Mauern und Bogen in den blauen Aether des Himmels verliert!

Die Peterskirche in Rom ist zwar in dem italienischen Style gebaut, allein in diesem Riesenbau Michel Angelo's sind die Mängel, die diesem Style anhaften durch das Genie dieses Mannes und durch die, alle anderen

Menschenwerke überragende Größe der Dimensionen verdeckt. Eine Vorhalle mit mächtigen, freistehenden Säulen ziert die Façade. Das Innere enthält ein Hauptschiff mit zwei Seitenschiffen. Ersteres wird nicht durch Säulen getragen, sondern die starken Mauern sind nur in hohen Bogen durchbrochen, welche die Verbindung mit den Seitenschiffen erhalten.

Die Kirche ist für den Eintretenden völlig leer; weder Kirchenstühle noch Emporkirchen sind vorhanden. Man kann auch sagen, daß in ihr nie Gottesdienst gehalten wird; sie ist zu groß dazu.

Alle Messen werden nur in Kapellen der Seitenschiffe gelesen und bei den großen Festen ist nur ein Theil des Chors durch rothe Vorhänge abgetrennt und zum Gottesdienst eingerichtet. Dieser Theil des Chors ist immer noch groß genug, um nicht nur den Papst mit seinem ganzen Gefolge von Cardinälen und Bischöfen aufzunehmen, sondern auch mehrere Abtheilungen der Schweizergarde, die Sänger der Sixtinischen Kapelle und einige Tausend der am nächsten stehenden Zuschauer. In der Kirche selbst sind bei solchen Gelegenheiten oft 20,000 Menschen, ohne daß sie in ihren freien Bewegungen gehemmt sind.

Diesem grandiosen Charakter entsprechend, hat die Kirche auch keine Bilder mit Oel auf Leinewand, sondern nur mit Stein auf Stein gemalt; alle Bilder sind Mosaik in pietra dura. In den Seitenschiffen sind viele Denkmäler der Päpste, die Millionen gekostet haben mögen und zum Theil von großem Kunstwerthe sind; aber obgleich jedes einzelne dieser Denkmäler seiner Größe wegen in keiner gewöhnlichen Kirche Platz finden könnte, werden sie hier kaum bemerkt und stören trotz ihres reichen Schmuckes

in Gold und trotz ihrer kolossalen Marmorstatuen die Einfachheit der Kirche durchaus nicht.

Das Mittelschiff übertrifft in Länge, Höhe und Breite jede andere Kirche auf der Erde, wie man an den officiellen Zeichen auf dem Fußboden abnehmen kann, mit denen die Dimensionen der sonstigen größten Kirchen angegeben sind. Dennoch verschwindet die Höhe dieses Schiffes, wenn man unter die Kuppel tritt, welche sich da über ihm erhebt, wo das Querschiff es durchkreuzt. Hier hat Michel Angelo auf diesem hohen Gewölbe erst die große Kuppel aufgesetzt, und so viel man mit den Augen ermessen kann, hat er mit der versprochenen Versetzung des Pantheons buchstäblich Wort gehalten; ja diese Kuppel für sich allein schien mir größer als das Panthon, was das alte Rom als Tempel für all' seine Götter erbaut hat.

Indem das Mittelschiff hier von dem Querschiff durchschnitten ist, ruht diese ungeheure Kuppel nur auf den vier Pfeilern, welche von den sich durchschneidenden Wänden der Schiffe übrig bleiben, was die Kühnheit dieses Baues außerordentlich steigert. An den vier oberen Enden dieser Pfeiler, wo sie in die Kuppel sich verlaufen, sind die vier Evangelisten in kolossalen Mosaikbildern auf Goldgrund angebracht. Die Kuppel selbst ist innerlich in Goldgrund gehalten; die mancherlei Verzierungen thun auch hier keinen Schaden, weil sie gegen die Größe des Ganzen verschwinden.

Der Chor ist nur eine Fortsetzung des Hauptschiffes. Der Hauptaltar steht in der Mitte der Kuppel und enthält das Grab des Apostels Petrus. Einige Hundert schwer vergoldete Lampen brennen Tag und Nacht über der Grabstätte. Die Kirche ist den ganzen Tag offen, aber meist leer.

Ich besuchte sie regelmäßig, ehe ich in die Museen des Vaticans ging. Je öfter man kommt, desto mehr erfreut man sich dieses großen Baues. Je mehr man die Einzelheiten der Kapellen und Denkmäler bei Seite läßt und sich einfach dem Eindruck der hohen und leeren Räume überläßt, desto tiefer empfindet man die Macht und Größe dieses erhabenen Werkes. Man glaubt, unter einem zweiten Himmel sich frei zu bewegen, so weit stehen alle Mauern und Decken ab, so sehr verschwindet der Begriff eines umschließenden Hauses.

Der Platz vor der Peterskirche entspricht ihr vollkommen. Er fällt gelind ab; breite Marmorstufen trennen den höheren, dem Kirchenportal zunächst liegenden Theil von dem niederen, der ein vollkommenes Kreisrund bildet, das mit dem vom Kaiser Caligula aus Heliopolis in Aegypten entnommen, 132 Fuß hohen Obelisken und zwei 64 Fuß hohen Springbrunnen geschmückt ist. Die Wasser derselben quellen und stürzen so mächtig, daß feine Dunstwolken den ganzen Platz kühl und mildfeucht erhalten. Prächtige verdeckte Gänge mit vierfachen Säulenreihen bilden die Einfassung.

Wenn man auf dem Platze etwas zurück der Kirche zugewendet steht, erhebt sich die Kuppel der Kirche in voller Majestät und zur Rechten jenseits der Colonnade erblickt man den vaticanischen Palast, der, selbst ein kleines Stadtviertel, über zehntausend Säle und Zimmer enthält. —

Wer der Feier des Osterfestes nicht beiwohnen kann und erst im Juni nach Italien kommt, thut wohl, wenn er seine Reise so einrichtet, daß er während des Peter-Paul-Festes den 28 und 29 Juni in Rom ist. Die Feier beschränkt sich auf zwei Tage, entwickelt aber dabei denselben Pomp wie zu Ostern.

Schon am 28 Juni Abends verrichtet der Papst die priesterlichen Functionen bei der Vesper. Durch eine Empfehlungskarte des Erzbischofs von C. erhielt ich einen Platz an dem Chore unterhalb der Sänger-Kapelle, wo der feierliche Aufzug unmittelbar an mir vorüberging.

Nach langem Warten hörte ich die Trompeten der Vorhalle in einem feierlichen Marsche ertönen, als das Zeichen des sich nahenden Aufzuges. Der Haupteingang der Kirche, der sonst stets verschlossen ist, thut sich dann auf; Schweizer mit Helm, Panzer und Hellebarden ziehen voran, dann folgen die Geistlichen des Vaticans in lila-seidenen Talaren; dann die Bischöfe, dann die Erzbischöfe, die Patriarchen und die Cardinäle, die letzteren in Scharlach mit goldenen Borten und mit den hohen weißen mit Gold gestickten Bischofsmützen; zuletzt Se. Heiligkeit der Papst auf einem Thronsessel von Purpursammt mit Gold und Edelsteinen gestickt, und getragen von zwölf Hausdienern in purpurrothem seidenen Damast. Den Papst umgeben die geheimen Kämmerer in altspanischer schwarzer Tracht und zwei riesengroße Diener mit kolossalen Fächern von Pfauenfedern, Flabelli genannt. Dann folgen die Prälaten, die Senatoren, die Magistratspersonen von Rom und die Dienerschaft der Anticamera.

Der Zug bewegt sich langsam durch das Mittelschiff der Kirche, wo die päpstliche Infanterie Spalier bildet, das Publikum sinkt bei dem Herannahen des Papstes auf die Knie; der Papst verneigt sich freundlich nach beiden Seiten. Am Thron angelangt, steigt er von dem Sessel, kniet nieder zum Gebet vor dem Venerabile, was unter brennenden Wachskerzen aufgestellt ist; bei seiner Erhebung ertönt der Gesang der päpstlichen Kapelle und die Feier der Vesper beginnt.

Nach deren Ende geht der Aufzug in derselben Weise in den Vatican zurück.

Während in der Kirche jedermann zugelassen wird, ist zum Eintritt in dem abgeschlagenen Theile des Chores, wo die Feier statt hat, für die Herren schwarzer Anzug mit weißer Halsbinde nöthig und für die Damen schwarze Kleider mit schwarzer Haube und schwarzem Schleier. Die Damen sitzen auf einem besonderen Chor. Während des Gesanges streiften meine Blicke über dieses Chor und ich glaubte das Gesicht wieder zu erkennen, dem ich bei der Besteigung des Vesuvs begegnet war. Die junge Dame war diesmal in Begleitung einer älteren; sie schien mich in der Menge nicht zu bemerken und da ich bei der eintretenden Dämmerung und Entfernung unsicher blieb, so suchte ich, als bei dem Ende der Vesper die Menge die Kirche verließ, ihr näher zu kommen. Ich glaubte schon meinen Zweck erreicht zu haben, als der feierliche Rückgang des Papstes mit seinem Gefolge uns trennte. Nachdem der Weg wieder frei geworden, war alle Spur von ihnen verschwunden.

Ich hätte den dadurch neugeweckten Gedanken länger nachgehangen, wenn ich nicht einen Besuch bei dem Fürsten H. im Vatican abzustatten gehabt hätte, der, als er hörte, daß ich Tivoli besuchen wolle, so gütig war, mir die Villa d'Este daselbst zum Aufenthalt anzubieten, indem seine geistlichen Functionen in dieser Festwoche ihn selbst in Rom zurückhielten. Ich nahm das Anerbieten dankend an, und als ich aus dem Vatican wieder nach dem Platz vor der Kirche herabstieg, war die Dunkelheit bereits eingetreten und die Erleuchtung der Peterskirche und ihrer Umgebung hatte begonnen.

Unzählige Lampen folgten den Hauptlinien der Kirche,

ihrer Kuppeln und ihrer Façade. Der architektonische Gedanke dieses Meisterwerkes war damit gleichsam seines schweren Körpers enthoben, zu leuchtenden geraden- und Bogen-Linien verklärt und der Seele des Anschauenden unmittelbar nahe gerückt. Die einfachen großen Verhältnisse des Baues traten in voller Reinheit und im Sternenglanze hervor; in der dunklen Nacht schien das Gebäude am Himmelsgewölbe selbst zu haften und nur mit seinen Sternen von dort der Erde zuzustrahlen.

Der große Platz war von vielen tausenden Zuschauern zu Fuß und zu Wagen angefüllt; aber eine feierliche Stille zeigte, daß Alle, groß und klein, jung und alt von der gleichen Bewunderung erfüllt waren. Ich nahm mir für einige Bajochi einen Stuhl ohnweit des Obelisken; die Sommernacht war warm und kein Luftzug störte den Glanz der Lampen.

Da schlug es halb zehn und plötzlich verschwanden die silbernen Sternenlinien der Kirche und ein goldenes Flammenmeer ergoß sich über die ganze Kuppel, die Nebendome und das Frontispiz des Portales. Die Verwandlung geschah räthselhaft schnell; der Lichtglanz des Flammenmeeres erleuchtete den ganzen Platz tageshell, und die Brandfackeln spielten so wild und hoch um das Gebäude, daß es völlig in Flammen zu stehen schien. Nur die Schärfe der Umrisse, die Wölbungen der Kuppel, welche mitten in diesen Flammen sich fest und dauernd erhielten, gaben die Gewißheit, daß kein wirklicher Brand die Kirche verzehrte.

Die Wirkung dieser zweiten Erleuchtung war weit großartiger, sie entsprach mehr der unerfaßbaren Größe der Kirche. Während bei der ersten der Bau am Himmel zu schweben und nur aus glänzenden Sternen des Firmamentes zu bestehen schien, war er jetzt mit seinen Flammen-

wirbeln auf die Erde gesunken und der Zuschauer bebte vor der Nähe und der Gewalt des Brandes.

Der zauberhaft schnelle Uebergang wird dadurch bewirkt, daß an 500 Arbeiter auf dem Dache und der Kuppel der Kirche vertheilt sind, welche man bei der Dunkelheit und Höhe nicht erkennt. Sie haben kleine Zünder und sowie die Glocke halb zehn schlägt, brennt jeder die ihm zunächst stehenden Kessel voll Unschlitt und Oel an, welche mit Hilfe von etwas Terpentin sofort Feuer fangen und in Flammen stehen. Dadurch, daß man das Pech als Brennstoff vermieden hat, bleibt die Erleuchtung rein und glänzend; der dicke finstere Qualm der Pechpfannen, in dem sonst die Erleuchtung halb verschwinden würde, ist beseitigt.

Bei dieser zweiten Erleuchtung, welche die goldne genannt wird, ist die erste, die silberne, nicht ausgelöscht; man meint es nur, weil man von den Lampensternen nichts mehr sieht; sie werden aber nur von dem Glanze der brennenden Oelpfannen überstrahlt.

Diese zweite Erleuchtung dauerte bis tief in die Nacht. Der Platz blieb bis Mitternacht gefüllt und als ich auf der Tiberbrücke nach St. Peter zurückschaute, war die Erleuchtung noch immer so glänzend, wie im Beginn; aber in dieser Ferne war das unruhige Wogen der Flammen verschwunden; die Kuppel mit ihrem Unterbau leuchtete über Rom ruhig, wie ein großes glänzendes Meteor aus einer andern Welt.

Am Hauptfesttage, dem Peter- und Paulstage, wiederholen sich die Feierlichkeiten in der Kirche; der Aufzug ist derselbe und der Fremde, der ihn am Vorabend in der Kirche gesehen, thut gut, wenn er an diesem Tage den Aufzug in der Vorhalle abwartet, wo das helle Tageslicht

und die rauschende Militärmusik den Glanz desselben erhöht und die geringere Menschenmenge, sowie das hellere Licht es möglich macht, die Physiognomien der merkwürdigsten dieser Kirchenfürsten genauer in Augenschein zu nehmen.

An diesem Tage hat Rom ein durchaus festliches, fröhliches Ansehen. In allen Straßen flaggen Fahnen von den Dächern und Fenstern und die Bauern aus der Campagna mit ihren Frauen und Töchtern füllen die Straßen, um die Herrlichkeiten in St. Peter mit anzusehen und sich heiteren Sinnes die Vergebung der Sünden des vergangenen Jahres von dort zu holen.

Keiner wird von St. Peter zurückgestoßen; der halbnackte Bettler aus dem Gebirge, der Rinderhirt aus der Campagna mit seinem buschigen Haar und grobwollenen Mantel stehen neben dem wohlgekleideten Bürger der Stadt. Bettelmönche, Franziskaner, Kapuziner und Weltgeistliche mit ihren schwarzen breitkrämpigen Hüten aus allen Theilen Italiens betrachten mit Stolz den Aufzug der höchsten Würdenträger ihres Standes.

Das Fest schließt des Abends mit der bekannten Girandola, dem glänzenden Feuerwerk, was auf Kosten der Stadt auf dem Monte Pincio abgebrannt wird, während die Zuschauer sich unten auf der Piazza del Popolo befinden. Man kann nicht leicht einen passenderen Ort zu solchem Feste finden. Der Monte Pincio hebt sich von dieser Seite ziemlich steil und Balken-Gerüste, für das Feuerwerk aufgestellt, steigern noch seine Höhe. Der große Platz unten, in Kreisform, kann an 20,000 Zuschauer fassen, deren jeder die volle Aussicht nach dem Berge behält.

Gegenüber war eine Tribüne errichtet, wo man für drei Paoli einen erhöhten Sitzplatz bekommen konnte. Ich benutzte dies und fand einen vortrefflichen Platz. Allgemach

füllten sich die Piazza und die Tribünen; drei mächtige Kanonenschläge verkündeten nach 9 Uhr den Anfang des Feuerwerks. Man konnte an demselben erkennen, daß in Rom auch diese Kunst schon seit Jahrhunderten für solche Gelegenheiten geübt worden ist; denn ich habe nie ein Feuerwerk gesehen, was mit so viel Geschmack und mit so viel Präcision ausgeführt worden wäre, wie dies. Es bestand aus keinem fortlaufenden Knallen und Zischen der Raketen und Räder, sondern war in acht Tableaux abgetheilt, zwischen denen die dunkle Nacht den Rahmen bildete.

Neben den prachtvollen Raketen, die zu Hunderten auf einmal sich erhoben und deren jede am schwarzen Himmel wieder Hunderte der glänzendsten Leuchtkugeln von rother, blauer, grüner, weißer und gelber Farbe ausstreute, die langsam wie glänzende Schneeflocken zur Erde sich senkten, will ich nur eines Tableaux erwähnen, welches den Palast und die hängenden Gärten der Semiramis darstellte. Es erinnerte mich lebhaft an das berühmte Schloß des Prinzen Albrecht bei Dresden. Wenn man sich vorstellt, daß alle Hauptlinien und Umrisse dieses schönen Schlosses, mit seinen zwei Thürmen und mit den Brückenbögen, den Balkonen und Terrassen des Gartens darunter in Brillantfeuer ausgezogen, plötzlich am dunkelen Himmel erschienen, so wird man eine ziemlich richtige Vorstellung von diesem prachtvollen Tableau haben. Es umfaßte selbst die Orangerie des Gartens; die Bäume waren in grünem und ihre Früchte in rothem Brillantfeuer dargestellt. Das ganze Tableaux war dabei nicht eine schnell vorübergehende Erscheinung, sondern es leuchtete in seinem Feenglanz volle sieben Minuten, ohne daß an irgend einem Punkte eine dunkele Lücke sich gezeigt hätte.

Ein allgemeines Ach! der Bewunderung ertönte von dem

Platze und hinter mir rief eine sonore Frauenstimme wiederholt: Bello! bellissimo! ecco caro mio — fratello. Es wäre mir dies weiter nicht aufgefallen, hätte dies „fratello“ nicht so sonderbar, wie ein Nachzügler nachgeklungen, den man beinah vergessen gehabt.

Nach einigen Anderen wiederholte sich dieses schöne Tableau des Schlosses, aber diesmal nicht im Brillantfeuer, sondern im ruhigen bläulichen Glanze eines künstlichen Mondscheins. Die Linien und Umrisse waren nun ein zusammenhängendes Ganze, was bewegungslos nur das milde weiß-blaue Licht einer Mondlandschaft von sich ausstrahlte. Noch heute ist mir die Maschinerie, durch die man diese Umwandlung erreichte, unerklärlich.

Die Ausrufe meiner Nachbarin hinter mir erklangen von Neuem; ich wandte mich um, aber das milde Licht dieses Tableaux reichte nicht so weit.

Plötzlich kamen große feuersprühende Schlangen durch die Luft über den Platz, selbst bis in die Nähe der Tribüne geflogen; die Dame hinter mir brach in einen Schreckensruf aus und als ich mich unwillkührlich umdrehte, erglühte der ganze große Platz im blendenden rothen bengalischen Feuerscheine, dessen Kugeln rings um den Platz durch jene Schlangen entzündet worden waren. Tageshelle überströmte die Zuschauer und ich erkannte nun in der Dame hinter mir — die von dem Engländer verlassene Schiffertochter aus Capri und daneben den jungen Polen aus dem Hôtel Pagano in Capri. Auch ich wurde von ihnen erkannt und obgleich das rothe Licht Alles röthete, so schienen mir doch die Wangen der Capreserin sich noch mehr zu färben.

Wir begrüßten uns herzlich und nun erkannte ich in ihr auch die Dame vom Vesuv.

Haben wir uns nicht auf dem Vesuv begegnet? frug

ich in meiner Freude ungeschickter Weise, und nochmals überflog eine Röthe ihr Gesicht.

Die Kanonenschläge, welche das Ende des Feuerwerks verkündeten, ersparten ihr die peinlche Antwort und der junge Pole, der ihre Verlegenheit bemerkt zu haben schien, erzählte, als man sich wieder verstehen konnte, daß Fräulein Catina Z. zum Besuch bei ihrer Tante in Tivoli sei, daß beide zu den Festlichkeiten nach Rom gekommen und daß nur heut Abend die Tante, welche zu ermüdet gewesen, ihn ersucht habe, Fräulein Catina zu begleiten, damit sie nicht um den Genuß des schönen Feuerwerks komme.

Beide nöthigten mich, mit zur Tante zu kommen, und ich nahm die Einladung mit Vergnügen an. Die Tante wohnte bei Bekannten in der Via Condotti, und ich fand in ihr eine freundliche alte Dame mit einfachen Manieren; sie hatte ihr ganzes Leben in Tivoli zugebracht und bewirthschaftete seit dem Tode ihres Mannes ein Landgut mit ausgedehnten Weingärten, Oliven-Pflanzungen und Weizenfeldern. Ich mußte zum Nachtessen bleiben und erzählen, wie es mir seit Capri gegangen. Ich war nun klug geworden und erwähnte weder vom Vesuv noch von der Brieftasche ein Wort.

Catina war noch voll der Herrlichkeiten, die sie gestern und heute gesehen, und erzählte mir mit lebhaften Geberden von dem Hochamt in der Kirche und von der Erleuchtung und mehr, obgleich sie wußte, daß ich dies Alles auch gesehen hatte. Aber wenn ich auch Alles schon kannte, was sie mir zu sagen hatte, so hörte ich doch mit Vergnügen zu, erfreut von dem Glanze ihrer schwarzen Augen, von der Lebhaftigkeit, mit der ihr ganzer Körper ihren Gedanken folgte, und von der Ehrfurcht und Andacht, mit der sie der empfangenen Absolution vom heiligen Vater gedachte.

„Hatten Sie so viel Sünden zu bereuen?“ frug ich; sie schlug die Augen nieder und schwieg. — Verdammt, dachte ich bei mir, wieder eine Dummheit! und um sie möglichst gut zu machen, fügte ich hinzu: „Man sagt, es gebe keine Sünde, sei sie auch noch so schwer, die nicht von dem heiligen Vater vergeben werden könne.“

Ja, sagte sie ernst, indem sie ihren Kopf hob und ihre großen Augen unter den Wimpern wieder hervorleuchteten. Ja, wenn die Besserung des Reuigen hinzukommt!

Sie wird hinzukommen, rief ich halb in Gedanken, ohne zu wissen, was ich damit sagen wollte. —

Der Pole half auch diesmal freundlich aus und gab dem Gespräch eine andere Wendung. Aber sonderbar, wenn er seine Worte an sie richtete, wendete sie sich weg, gleich nachher aber redete sie ihn wieder an; ebenso wenn er ihr eine Schüssel reichte, dankte sie, und bald darauf präsentirte sie selbst ihm das Gericht. In ihren Zügen malte sich dabei eine sonderbare Mischung widerstreitender Gefühle.

Als ich Abschied nahm, wurde ich von beiden Damen eingeladen, sie in Tivoli zu besuchen.

Ich kann es Ihnen um so leichter versprechen, erwiederte ich, als ich selbst bereits vom Fürsten H. eine Einladung dahin bekommen habe.

Ah! das ist prächtig, rief Catina; dann müssen Sie mir das schöne Schloß, die Villa d'Este zeigen, welche der Fürst in Tivoli besitzt. Ich bin schon oft mit sehnsüchtigen Blicken vorbeigegangen.

Von Herzen gern, liebe Catina, und ich selbst will Ihren Cicerone machen.

Dafür führe ich Sie zu den Cascaden und in die Grotte des Neptun.

Und zum Abschied gab sie mir einen Händedruck, einer Engländerin würdig. Ich empfahl mich und der Pole folgte mir.

Waren Sie nicht mit Fräulein Catina auf dem Vesuv? war mein erstes Wort, als wir auf der Straße allein waren.

Ja, antwortete er, und da Sie uns einmal erkannt, und meine Brieftasche mit den Briefen Catina's gefunden haben, so muß ich Ihnen schon zur Ehre und Rechtfertigung Catina's Alles erzählen.

Sie wissen, sagte er, daß Catina mit einem Engländer sich halb und halb verlobt hatte, daß dieser sie nach Neapel zur Vollendung ihrer Erziehung gebracht und er selbst nach England abgereist war, um die Einwilligung seiner Eltern zu holen und daß er nicht wiederkam. Als der Vater sie nach Capri zurücknahm, bewahrte das Mädchen noch eine leidenschaftliche Liebe für den Treulosen. Sie glaubte nicht an seine Untreue und rechnete fest auf sein Wiederkommen, ohne über den Grund des Zögerns viel zu grübeln.

In diesem Zustand lernte ich sie dieses Frühjahr in Capri kennen. Sie wissen, daß ich in dem Hause aus- und einging; ich hatte dem Vater einige lange Rechnungen in Ordnung gebracht und mir damit seine Gewogenheit gewonnen.

Das Mädchen interessirte mich zunächst nur seines Schicksals wegen, als ich aber in meinen täglichen Besuchen sie näher kennen lernte, erfreute ich mich ihrer Lebhaftigkeit und Natürlichkeit, die mit ihrer Schwärmerei für den Engländer sonderbar kontrastirte. Ihre Kenntnisse waren Stückwerk geblieben, aber was sie gemerkt hatte, wußte sie mit Geschick zu benutzen und mit Vorhandenem leicht zu verbinden, wobei ihr eine neckische Schlauheit gut zu statten kam.

Sie ließ mich in ihrer Unschuld stundenlag neben sich sitzen und ich mußte ihr von Polen erzählen, vom Kriege und wie weit England von Polen sei und ob alle Engländer Soldaten werden müßten. Ich beruhigte sie in dieser heimlichen Sorge um ihren Geliebten und während sie mir in leidenschaftlichen Schilderungen von der beiderseitigen Liebe erzählte, wurde ich selbst von dieser Leidenschaft zu ihr ergriffen.

Ich nahm das Verhältniß natürlich nicht ernst, und so wurde es mir leicht, dem Mädchen meine Liebe merken zu lassen; ich hoffte kein zu schweres Spiel zu haben. Aber ich kam bei derselben übel an, wie Sie aus dem Briefe entnommen haben werden, den sie an mich schrieb, um meiner Besuche ledig zu werden.

Damit war meine Empfindung wie umgewandelt; sie wurde nun zur heftigen ernsten Leidenschaft, obgleich ich mir das Thörichte derselben nicht verbergen konnte. Catina, welche durch den englischen Arzt mit den Damen in Qui-si-sana bekannt geworden war, wo Sie sie ja auch gesehen haben, hörte dort zufällig, daß ein Bekannter der einen Engländerin nach Italien abgereist sei, der denselben Namen führe, wie ihr Geliebter.

Seitdem hatte das Mädchen keine Ruhe mehr, ohne doch zu wissen, was sie beginnen sollte. Wenn das Marktschiff von Neapel kam, war sie am Strande, um ihren Geliebten unter den Ankommenden zu finden. Ich begleitete sie öfters; sie ließ es sich gefallen und meine Leidenschaft brachte mich zuletzt darauf, ihr vorzuschlagen selbst sich auf den Weg zu machen und in meiner Begleitung ihren Geliebten auf dem Festlande aufzusuchen.

Es schwebte mir dabei die unbestimmte Hoffnung vor, auf diese Weise durch Schutz und Beistand ihr werth und

lieb zu werden und durch das vergebliche Suchen den Geliebten zuletzt bei ihr zu verdrängen; das Nähere malte ich mir selbst nicht aus. Catina wies mich zurück, nicht aus Rücksichten des Anstandes, sondern weil sie fürchtete, ihr Geliebter könnte während dem in Capri ankommen.

Das Glück war mir indeß hold. Catina, die schon oft mit mir davon gesprochen, daß ihr Geliebter krank geworden sein könnte, sandte mir eines Morgens den zweiten Brief, den Sie in der Brieftasche gefunden haben. Danach hatte ein Traum diese Ahnung bei ihr zur Gewißheit erhoben und sie war nun bereit, mit mir den Geliebten aufzusuchen. Unsere, wenn auch entgegengesetzten Leidenschaften verblendeten uns über die Bedenklichkeiten und Folgen eines solchen Unternehmens.

Ich traf mit ihr die nöthige Abrede, nahm Abschied von Capri und meinen Freunden bei Pagano, reiste nach Neapel und von da in aller Eile mit der Eisenbahn nach Sorrent. Dort miethete ich eine Barke nach Capri und holte Catina in der Dämmerung von dem einsamen Punkte ab, wo Sie nach unserem Besuche der blauen Grotte ein Bad nahmen. Sie hatte ihrem Vater nichts gesagt und nur einer Bekannten im Vorbeigehen zur Beruhigung des Vaters mitgetheilt, daß sie nach Neapel gehen werde, aber schnell zurückkommen wolle.

Wir fuhren nach Sorrent zurück und begannen unsere Wanderung und das Suchen nach dem kranken Geliebten. Ich leistete ihr in vollem Ernste dabei meinen Beistand, denn ich wollte das Mädchen nicht durch Betrügerei gewinnen.

Ihre natürliche Unbefangenheit in diesem Verkehr entzückte mich und steigerte nur zu sehr meine Leidenschaft. Ich galt als ihr Bruder und um diesen Schein vor der

Gesellschaft aufrecht zu erhalten, mußte ich mir manche Freiheit gegen Catina herausnehmen, die sie unbefangen bewilligte, während mir dabei alle Fibern zitterten.

Als wir in Portici unsere Nachsuchungen fortsetzten, hörten wir, daß eine Gesellschaft Engländer denselben Abend den Vesuv bestiegen habe. Dies genügte für Catina, um ihnen zu folgen, und von dem Geliebten wenigstens eine Nachricht zu erforschen. Wir eilten ihnen am frühen Morgen nach; wie Sie denken können, vergeblich und hier war es, wo wir auf der Rückkehr Ihnen begegneten. Catina hatte Sie, der Sie ihr von Qui-si-sana her noch bekannt waren, erkannt, und um sich und mich vor der Entdeckung durch Sie zu schützen, den Schleier herabgezogen und das Schnupftuch für mich fallen lassen.

Erst auf dem Wege nach Neapel vermißte ich mit Schrecken meine Brieftasche; alles Suchen darnach schien mir aber bei den wilden Wegen nach dem Vesuv vergeblich. Sie können daher sich meine Freude denken, als ich aus den Zeitungen ersah, daß Sie sie gefunden hatten. Denn Catina hatte mir Sie als den genannt, dem wir begegnet waren und den ersten Tag nach der Bekanntmachung hatte ich benutzt, um unbemerkt mich zu überzeugen, daß Sie der Herr zunächst dem Buffet in Cafe d'Europe waren.

Es war mir unmöglich, ohne Catina und unsere Irrfahrt zu verrathen und uns bloßzustellen, mich bei Ihnen zu melden; es blieb mir nur übrig, den Brief zu schreiben, den Sie hoffentlich erhalten haben. —

Und nun, da wir in Ihrem Hotel angelangt sind, bitte ich um die Tasche mit den Briefen; hoffentlich verlangen Sie nun keine weitere Legitimation? —

Halt! rief ich, noch sind wir nicht so weit; erst er-

zählen Sie mir, wie Sie mit Catina hierher gekommen sind?

In Neapel, in der großen Stadt, fuhr der Pole fort, überzeugten wir Beide uns bald, daß diese Irrfahrt ein tolles Unternehmen für uns Beide war. Catina, sobald Sie mit der Welt nur etwas bekannt geworden, bemerkte mit ihrem schlauen Verstande, wie unmöglich schon in Neapel ein solches Suchen sei, was ihre Liebe in dem einsamen Capri ihr so leicht ausgemalt hatte. Ich, von meiner Seite, erkannte, daß der Anstand und der gute Ruf Catina's bei dieser Wanderung immer schwieriger aufrecht zu erhalten waren, und da ihre Ehre mir noch über meine Liebe zu ihr ging, so machte ich ihr den Vorschlag, nach Capri zurückzukehren und dem Vater um Verzeihung zu bitten.

Catina war indeß nicht so leicht in ihrem Sinne zu ändern; sie erzählte mir von einer Tante, die in Tivoli wohne, und bat mich, sie dahin zu begleiten. Ich willigte mit wieder leichterem Herzen ein; meine Hoffnungen lebten wieder auf. Catina schrieb vor ihrer Abreise an ihren Vater, erzählte ihm einfach das Geschehene, bat um seine Verzeihung und um die Erlaubniß, in Tivoli bei der Tante seine Antwort abwarten zu dürfen.

Wir reisten nun ohne weitere große Nachforschungen mit der Eisenbahn nach Rom, und von dort brachte ich Catina zu ihrer Tante, die keine Kinder hat und die Sie heut kennen gelernt haben. Ich selbst ging nach Rom, aber ich konnte es dort nicht aushalten. Unter dem Vorwand, daß mir der Arzt die Landluft verordnet habe, kehrte ich nach Tivoli zurück, miethete mich dort ein, und wußte durch mancherlei Gefälligkeiten bei der Tante mich so beliebt zu machen, daß ich sie täglich besuchen und gestern mit nach Rom begleiten durfte. Sind Sie nun zufrieden?

Noch nicht ganz, antwortete ich; aber doch soweit, daß ich Ihnen die Tasche mit Geld und Brief zurückgeben kann.

Ich holte beides aus dem Secretär, und als der Pole die Tasche sah, ergriff er sie heftig, nahm die Briefe heraus und bedeckte sie mit seinen Küssen.

Gemach, mein Freund! rief ich; erst müssen Sie noch die Napoleons nachzählen und den richtigen Empfang mir quittiren.

Sie haben recht, sagte er lachend und das Geld zählend; es ist in Ordnung und die Napoleons kommen mir zur rechten Zeit, denn seit zwei Monaten warte ich bereits auf meinen Wechsel von zu Hause.

Aber, frug ich, wie steht es mit dem Herzen Catina's? Gott weiß es! antwortete er; manchmal fasse ich eine leise Hoffnung, wenn ich sie überrasche, wie sie mich verstohlen ansieht. Aber dann kommt bei ihr wieder der verzweifelte Gedanke an ihren kranken Geliebten, und Alles ist vorbei!

Aber Mensch! rief ich, was wollen Sie mit Ihrer Leidenschaft! Das Mädchen werden Sie nicht unglücklich machen wollen und nach Preußen oder Polen können Sie sie doch nicht mitnehmen, um dort das Suchen des Geliebten fortzusetzen?

Ach, sprach er wehmüthig, meine Brust ist so schwach, daß ich nicht weiß, ob ich mein Vaterland je wiedersehen werde. Mein Kopf ist wirr; hundert Gedanken und Pläne durchkreuzen sich; aber das Schreckensbild des Engländers macht sie alle zu nichte. Stehen Sie mir bei! —

Nach einer Pause nahm er Hut und Stock, und nachdem ich ihm nochmals das Wort gegeben, sie alle baldigst in Tivoli zu besuchen, eilte er davon.

Tivoli.

Die sonderbaren Begegnungen am Abend des Peter-Paulfestes hielten mich am andern Tage so zerstreut, daß ich selbst in den Sälen des Vatikans unter den schweigenden Götter- und Heldenbildern Griechenlands mich nicht sammeln konnte. Ich schickte daher dem Polen mit dem Kutscher der nach Tivoli abgehenden Landkutsche einige Zeilen, worin ich meinen Besuch bei der Tante für den nächsten Tag ankündigte.

Am andern Morgen war ich in der Frühe dahin unterwegs. Der Himmel war so heiter wie ich selbst und mein Kutscher. Das Albanergebirge winkte mir von rechts, wie eine bekannte Schöne und vor mir lag das mächtige Sabinerland mit seinem 6000 Fuß hohen Monte Gennaro.

Der Weg ging zum Theil der altrömischen Via-Tiburtina entlang, und das in sechseckigen, regelmäßigen Steinen ausgeführte Pflaster schien mir noch aus jener Zeit zu stammen. Wo eine Anhöhe den Weg erschwerte, hatten schon die alten Römer Einsprengungen in das Gestein gemacht; diese waren aber weder tief noch breit und gaben mir eine geringe Vorstellung von der auf den Schulbänken uns so oft gepriesenen Größe der alten römischen Straßenbauten.

Wir fuhren durch die berüchtigte Campagna Roms. Sie bildet hier wirklich eine öde Haide, die gleich hinter den Mauern Roms beginnt. Stunden lang zieht sich der Weg durch sie hin; man berührt keine Stadt, kein Dorf; nur hier und da zeigt sich ein halbverfallenes Gemäuer zur Unterbringung der Rinder-Heerden, welche auf den grasreichen Stellen weiden. Man würde sich in die Prairien Amerika's versetzt glauben, wenn nicht die Berge des Sabinerlandes immer kräftiger sich erhöben und wenn nicht dann und wann ein Karren mit zwei hohen Rädern und zwei großen weiß-grauen Ochsen des Weges käme, auf dem der Führer lang ausgestreckt liegt und die in das Joch gespannten Thiere mittelst eines an ihre langen Hörner gebundenen Strickes lenkt.

Die pestilenzialischen Ausdünstungen eines Schwefelbaches, den man überfährt, vermehren das Unwirthliche der Gegend.

Aber mein Gemüth hatte heute keinen Raum für trübe Gedanken.

In der Nähe des Gebirges übeschreitet man den Anio, der so wasserreich wie die Oder bei Breslau, mit rauschenden Wellen aus den Bergen kommt. Tivoli lag nun deutlich vor den Augen, hoch auf dem Abhange, in der Mitte der Vorberge, wie überall in Italien, wo Berge es den Bewohnern möglich gemacht haben. Am Fuße des Abhanges wird man von dem Kutscher höflich gebeten, auszusteigen, mit der Versicherung, daß man zu Fuß viel schneller und bequemer zur Stadt gelange. Ich fügte mich gerne, da der Morgen noch kühl war und folgte dem steilen Fußpfade durch Oliven-Bäume, die kaum abgeblüht hatten und eine reiche Ernte versprachen.

Ich war schon ziemlich hoch gestiegen, als hinter einem

alten Olivenbaum plötzlich Catina muthwillig hervorsprang und mir die Hand reichte. Sie war mir entgegengekommen. Statt des städtischen Anzuges trug sie diesmal die Frauentracht des Sabinergebirges und sie versicherte mich, mit halb ernster Miene, daß sie nur mir zur Liebe diese Kleider von einer Bekannten ihrer Tante geborgt und angelegt habe, weil ich mich vorgestern Abend über die Seltenheit dieser Tracht beklagt hätte.

Der schwarzseidene Rock mit buntem Besatz, das rothe Mieder mit weißem Flor darüber und vor Allem das viereckige weiße, nach dem Nacken herabfallende Tuch auf dem Kopfe, standen vortrefflich zu ihrem schwarzen Hear, vollen Wangen und großen Augen. Die gewöhnlich zu stark vorstehenden Fischbein-Enden des Mieders hatte sie geschickt beseitigt und das Mieder nur lose geschnürt, so daß das weiße Hemde zwischen den Senkeln hervortrat und ihr Körper die freie Beweglichkeit in seinen kräftigen Muskeln behielt.

Die Tante erwartet Sie schon lange! rief sie mir zu. Herr Siegesmondo wollte mich begleiten, aber ich schickte ihn fort, weil ich Sie allein überraschen wollte. Sehen Sie, dort liegt der Weingarten meiner Tante und da das Casino, wo wir zu Abend essen wollen. Siegesmondo hat zwei Wachteln geschossen, damit sollen Sie traktirt werden. —

Laufen Sie nicht so schnell, gute Catina, rief ich ihr zu, die schon auf der Höhe war.

Sie sprang wieder zurück, mir entgegen und führte mich nun gravitätisch zur Stadt.

Wir waren bald bei der Tante. Ein Frühstück mit Eiern, Brodt, Käse, Birnen, Mandeln und Wein war bereit und Catina machte den Vorschlag, daß wir zuerst die Villa d'Este besehen wollten und dann die Wasserfälle

und die Grotten. Mir schien das Umgekehrte zweckmäßiger, allein sie bestand auf ihrem Vorschlag und so machten wir uns alle viere, die Tante, Catina, der Pole und ich, auf den Weg nach der Villa.

Als auf unser Pochen der Kastellan das verschlossene Hofthor öffnete und meinen Namen hörte, versicherte er, bereits die Aufträge seines Herrn erhalten zu haben. Er führte uns in das für mich bereitete Zimmer und fragte mich, wann wir zu Mittag zu speisen beföhlen. Ich dankte, weil ich schon versagt sei, und bat nur, uns das Schloß und den Garten zu zeigen.

Das Schloß ist vor mehr als zwei Jahrhunderten von dem Cardinal d'Este im Bau begonnen und von seinen Verwandten derselbe fortgesetzt worden. Nachher hat es über hundert Jahre den Herzogen von Modena gehört. Trotzdem ist der Bau bis heute nicht vollendet. Die Mauern sind nicht berappt und nicht einmal die Mauerlöcher sind ausgefüllt worden, in welche die Balken des Baugerüstes eingelegt waren.

Das Innere bietet nichts Besonderes für den, der die Schlösser in Florenz, Rom und Neapel gesehen hat. Nur der obere Stock ist vollständig eingerichtet und von dem gegenwärtigen Besitzer reich möblirt worden, als er vor einigen Jahren den Besuch des Papstes erwartete.

Die Tante, und mehr noch Catina konnten jedoch in der Besichtigung nicht müde werden; vor Allem interessirte Beide der obere Stock, wo der Papst gewohnt hatte. In jedem Zimmer schlugen sie dreifache Kreuze und wagten kaum die Möbel zu befühlen. In dem Speisesaal zeigte der Kastellan den Lehnstuhl und den Tisch, an welchem der Papst allein das Mittagsmahl eingenommen hatte, während sein Gefolge und sein Wirth nach den kanonischen

Vorschriften in einiger Entfernung an einem besonderen Tische ihre Plätze gehabt hatten. Der Pole war so kühn, sich auf den Lehnstuhl zu setzen, aber Catina faßte ihn bei dem Arm und hielt ihn gewaltsam von dieser Entheiligung zurück.

Der Garten stößt unmittelbar an das Schloß und ist wegen seiner Aussicht auf die Campagna berühmt. Er ist klein, wie beinahe alle Gärten in Italien, und überdem an dem Abhange des Berges so steil belegen, daß man ohne Auf- und Absteigen sich nicht zehn Schritte in ihm bewegen kann. Durch künstliche Terrassen hat man diesen Uebelstand etwas gemindert und Fontänen, Grotten und Wasserbecken mit zahlreichen Marmor-Statuen zeigen, mit welcher Vorliebe und Verschwendung die Erbauer ihre Mittel diesem Stück Erde zugewendet haben.

Catina lachte mich über meine Bequemlichkeit aus; sie fand alles im Vergleich zu Capri sehr commodo und sprang mit wenig Sätzen die Marmortreppe hinab, zu einem größeren Rundtheil mit uralten Cypressen, während der Pole die Tante am Arme bedächtig hinunter führte.

Wie alt sind diese Bäume? frug mich Catina.

Ich meine, sie haben schon zu Raphael's und Tasso's Zeiten gestanden.

Da sind sie wohl älter, als unsere Palme in Capri?

Gewiß, liebe Catina. Aber trotzdem möchte ich sie nicht in meinem Garten haben. Bei den Türken gelten sie mit Recht als die Bäume des Todes; dort stehen sie nur auf den Begräbnißplätzen, und wenn ich auf einer früheren Reise an solchen in der Dunkelheit vorüberkam, klang mir ihr Rasseln der Aeste immer wie das Klappern der Todtengebeine in den Gräbern.

Sie wollen mir nur Angst machen, rief sie; aber es

soll Ihnen nicht gelingen, und dabei schob sie mich mit ihren kleinen Händen rückwärts, so daß ich, zu ihrer Freude, in die Traufe einer Fontäne gerieth.

Weshalb sind Sie heute so ausgelassen?

Ich habe ihn gesehen!

Wen?

Still! ich werde Ihnen erzählen, wenn wir zu den Cascaden gehen; sorgen Sie nur, daß wir die Partie allein machen.

Catina! rief jetzt die Tante; komm, sieh hier die berühmte Aussicht, von der du schon in der Pension bei deinem Lehrer gehört haben wirst.

Ja, sagte Catina treuherzig, aber gefallen thut sie mir nicht. Sie ist so flach wie unser Meer; aber statt blau, nur braun und dürr. Auf unserm Meere kommen die Schiffe leicht gesegelt, hier ziehen die Ochsen in Staubwolken die schweren Karren. Kaum daß man die Kirchen von Rom erkennen kann, während Neapel in seinem Glanze bis zu uns nach Capri leuchtet.

Wie war es möglich, rief der Pole, daß ein Mann soviel Mühe und Geld auf diesen dürren Bergabhang verwenden konnte, wohin er das Wasser unter der Stadt in Röhren von weit herleiten mußte, während eine Viertelstunde davon der herrliche Grund mit dem brausenden Wasserfalle ihm dies Alles und mehr von selbst geboten hätte!

Nur ein Mann ohne Familie konnte es, antwortete ich, der von Jugend auf genöthigt war, der Natur Gewalt anzuthun. Und doch, wie mangelhaft bleibt sein Bemühen! Sehen Sie diese Rasenplätze, sie verdorren, obgleich die Wasser daneben springen; diese Marmorstufen, sie zerfallen und das Unkraut bricht hindurch.

Ach, rief Catina, das ist nur, weil die Frau im Hause fehlt.

Unsere Gedanken begegnen sich, auch unverstanden, erwiederte ich.

Der Pole, der zurückgeblieben war, rief mich. Er faßte mich bei dem Arm und sagte mir leise: Meine Hoffnungen steigen. Sie sehen, wie heiter Catina heute ist. Es kommt nur noch darauf an, daß wir ihr die fixe Idee von dem wiederkommenden Engländer benehmen. Dies verstehen Sie am besten und sie hat Vertrauen zu Ihnen. Benutzen Sie den heutigen Spaziergang nach den Cascaden dazu; richten Sie es so ein, daß ich nicht brauche mitzugehen, und Sie mit Catina allein sind.

Nachdem der Castellan, in dessen Familie dies Amt sich bereits in der fünften Generation befand, uns alles gründlich gezeigt hatte, verließen wir diese merkwürdige Villa. Auf der Straße machte ich den Vorschlag, daß der Pole die Esel für die Partie nach den Cascaden besorgen möchte, während ich mit Catina durch den Grund vorausgehen wollte. Im Fall aber, fügte ich hinzu, die verehrte Tante Sie in der Wirthschaft brauchen sollte, weil ihr Fräulein Catina fehlt, so wird sie wohl erlauben, daß ich in deren alleiniger Begleitung die Cascaden besuche.

Dies wird das Beste sein, rief der Pole und nahm die einwilligende Tante an dem Arm.

Sorgen Sie für die jungen Hühnchen im Stalle, und daß der beste Salat auf den Tisch kommt! rief ihm Catina zu, und führte mich nach dem gegenseitigen Abschied durch die Straßen der Stadt, die Kreuz und Quere, zuletzt in den Hof des Gasthauses la Sibilla.

Sie haben mich wieder zum Besten, Catina, sagte ich ärgerlich, Sie wollten mich ja in den Grund und

zu den Cascaden und nicht in häßliche Straßen und Höfe führen.

Per amor di Dio sono sincera! rief sie und öffnete die Gartenthür. Avanti!

Sie hatte recht. Nach wenigen Schritten in dem Garten stand ich am Abhange eines tiefen Grundes, dessen Felsenspitzen aus dem dunkeln Gebüsch hervorragten. Rechts brach aus dem Gestein ein Wasserfall hervor, der die von ihm glattgewaschenen Felsen hinabschoß. Links stand neben mir der wohlerhaltene antike Rundtempel der Vesta mit seinen korinthischen Säulen. Ein starkes Brausen verkündete, daß das Herrlichste, der große Anio-Fall noch von dem Felsen gegenüber verdeckt war.

Es kann nicht leicht eine größere Ueberraschung in landschaftlicher Scenerie geben, als dieser Gegensatz innerhalb weniger Schritte. Catina war still und erfreute sich mit mir der Scene. Dann führte sie mich zurück und durch ein anderweites Thor auf den Fußweg, den der französische General Miollis angelegt hat, und der im Zickzack nach dem Grunde hinableitete.

Auf der halben Höhe lag die Neptuns-Grotte von zackigen, niedrig überhängenden Felsen gebildet, welche der früher hier herabstürzende Fluß ausgehöhlt haben mag. Eine feuchte Kühlung und bequeme Bänke luden uns zum Ausruhen ein; aber Catina hatte keine Ruhe. Tiefer unten kamen wir zur Sirenengrotte von ähnlicher Bildung und zuletzt zur Sohle des Thales.

Hier verdeckten die Felsen und das Gebüsch den Himmel, nur hier und da leuchtete sein Blau hindurch. Die Wasser des Falles stürzten sich in weißglänzenden Bändern am Gestein herab und das grüne Gebüsch diente ihnen als Einfassung.

Catina, von einer inneren Unruhe sichtbar bewegt, trieb mich bald auch von dieser reizenden Stelle hinweg und führte mich den Fußweg auf der anderen Seite in die Höhe. In dichtes Laub gehüllt, bogen wir bald links, bald rechts, bis wir die Straße erreichten, wo die von Siegesmondo gesandten Esel mit dem Treiber schon bereit standen. Catina sprang behend auf den einen mit dem Frauensattel, ich folgte auf dem andern und nach einem kurzen Ritt mit schönen Blicken in das tiefe Thal zu den Füßen, kamen wir zu dem großen Aniofall.

Erst ganz in seiner Nähe biegt man um die Felsecke, welche ihn verdeckt, und steht plötzlich vor dem Strome, wo er aus dem Berge hervorschießt und sich in einem weiten Bogen in die Tiefe stürzt. Der Fluß kommt aus einem Doppeltunnel pfeilschnell, aber leise hervor; nur aus der Tiefe von unten hörte man das Brausen und den Donner seiner in den Felsenabgrund stürzenden Wasser. Die bedeutende Masse des Wassers und die Tiefe, die ich auf 400 Fuß schätzte, machen den Fall zu einem der schönsten von Europa.

Früher floß der ganze Anio durch die Stadt; im Jahre 1826 aber hatte der von Wolkenbrüchen angeschwellte Fluß in seiner Wuth einen Theil der Stadt unterwühlt und eine Kirche mit 36 Häusern in den Abgrund gerissen. Der damalige Papst ließ deshalb durch den Monte Catillo einen Doppeltunnel brechen, welcher den größeren Theil von der Stadt ableitete. Nur so viel Wasser, als zum Betrieb der Mühlen und Fabriken in Tivoli nöthig ist, fließt in seinem alten Bette.

Die beiden Tunnel sind sehr lang und in der Mitte ziemlich finster. An ihrer inneren Seite ist ein Felsrand zu einem schmalen Fußweg ausgehauen, auf dem man in

dem einen Tunnel hinauf und in dem anderen zurückgehen kann.

Man hängt während des Ganges beinahe über dem pfeilschnell hineilenden Strom. Die zunehmende Dunkelheit und die lautlose Stille, in der das Wasser unter den Füßen dahin gleitet, steigern das Schauerliche des Weges. Er wäre unmöglich, wenn nicht in dem Felsen eiserne Stangen fortlaufend befestigt wären, an die man sich mit der einen Hand halten kann.

Catina stieg ab und fand es gar nicht bedenklich, den Gang zu machen; es war für sie nicht das erste Mal. Mein Ehrgeiz ließ mich, trotz des Bedenklichen der Sache, nicht zurückbleiben; ich folgte ihr. Catina hatte kleine Zweige abgebrochen und mitgenommen, die sie in der Mitte des Tunnels in das Wasser warf, um mich die reißende Schnelligkeit sehen zu lassen.

Ich glaube Ihnen Alles, rief ich ihr zu; aber lassen Sie uns nur weitergehen, mir schwindelt beinahe; ich sehe nur noch das Blitzen der Wellen zu meinen Füßen; es ist mir, als stiegen sie immer höher, um mich zu fassen und mit fortzureißen.

Hier haben Sie meine Hand, rief sie.

Nein, heben Sie sie mir bis zu einem besseren Orte auf; in dieser Höhle muß Jeder nur für sich selbst sorgen.

Sie eilte weiter und wir kamen glücklich an das obere Ende des Tunnels. Ich benutzte diese sichere Stelle, um ihr noch einige Vorhaltungen wegen ihres Leichtsinns zu machen. Sie erhob ihre treuen, großen Augen und sagte lachend, daß sie folgen wolle; sie ging auch nun so gesetzt, wie ich selbst, durch den zweiten Tunnel zurück.

Nachdem wir die Esel wieder bestiegen hatten, hieß sie den Treiber warten und ritt mit mir allein die Straße

entlang, welche in ziemlicher Höhe, dem Flusse folgend, um die Stadt führt. Sie zeigte mir die Stellen, wo die Villen von Horaz und Catull gestanden hatten; nur unbedeutende Trümmer waren davon noch zu sehen. Beide hatten eine hohe Lage; blos Mäcen, der Gönner von Horaz, hatte den natürlichen Gedanken festgehalten, im Grunde zu wohnen. Die Reste seiner Villa sind jetzt zu einer Eisenfabrik benutzt, und aus einem der alten Fenster stürzt jetzt ein Theil des Stromes, der durch die Stadt fließt. Er treibt in der Höhe mehrere Mühlen und stürzt dann in den berühmten Cascaden und Cascadellen den Berg hinab, um sich unten mit dem aus dem Tunnel kommenden Strome zu vereinen.

Die Straße, auf welcher wir uns befanden, liegt auf der anderen Seite des Thales, und man hat hier die schönste Ansicht von den Fällen. Oben ist die alte Stadt mit ihren grauen Häusern ausgebreitet, darunter liegen in verschiedenen Absätzen die Mühlen und Fabriken mit ihren sich drehenden Wasserrädern; unter und neben diesen brechen die Wasser an vielen Stellen zwischen den dunklen Kastanien und Eichen hervor und stürzen weißschäumend in vielfachen Absätzen tiefer und tiefer hinab, bis sie im Grunde von dem reißenden Anio verschlungen werden. Das milde gleichmäßige Rauschen der Fälle verbindet sich mit dem Farbenglanz und der ewigen Bewegung und führt durch alle Sinne der Seele die Schönheit des Bildes zu.

Catina war hier barmherzig, sie ließ mich absteigen und dem Abhange näher treten; auch sie sprang aus dem Sattel. Wir standen lange am Rande der Straße.

Sie wollten mir erzählen, frug ich endlich.

Hier auf der Straße nicht, antwortete sie, stieg wieder auf ihren Esel und hieß mich, mit ihr umkehren.

Wir hatten nun den großen künstlichen Aniofall in all seiner Pracht vor uns und konnten seine große Tiefe ganz übersehen. In den ersten Jahren nach dem Tunnelbau soll das Wasser in einem Strome glatt in die Tiefe gefallen sein; jetzt hatte seine Gewalt den Felsen schon zerrissen, und der Fluß wälzt und stürzt in mannichfachen Windungen seine schäumenden Wassermassen den Abhang hinunter. Im Frühjahr, wenn der Schnee im Gebirge schmilzt, ist die Gewalt des Falles so groß, daß die Erde in seiner Nähe zittert und sein Donner stundenweit gehört wird.

Wir hatten bald den Treiber wieder erreicht. Catina stieg ab, und ich folgte ihr auf dem Fußweg in den Grund.

Wen haben Sie gesehen? frug ich sie ungeduldig.

Ihn, meinen theuren Edoardo.

Wo?

Im Traume.

Gott sei Dank, sprach ich bei mir, noch ist der Pole nicht verloren.

Denken Sie, fuhr Catina fort, er war wieder gesund; aber die Krankheit hatte ihn so verändert, daß er dem Siegesmondo sehr ähnlich sah. Er kam von der Reise, stieg aus dem Wagen, ich meine, es wäre hier in Tivoli gewesen. Ich will ihm um den Hals fallen, da fährt der Wagen fort; er sitzt wieder darin. Ich winke, ich rufe, ich laufe, bis ich zusammensinke und — erwache!

Wie können Sie durch Träume sich so aufregen lassen.

Gottloser, Sie; hat nicht die heilige Jungfrau mir schon jenen Traum in Capri gesandt? hat sich nicht alles von damals bestätigt? bin ich nicht dadurch hier, und ist es nicht klar, daß Edoardo wieder wohl und wieder auf dem Wege zu mir ist? Auch ihm hat die heilige Jung-

frau sicherlich im Traume den Weg nach Tivoli gewiesen, um mich hier zu finden.

Welche Illusionen, gute Catina! fassen Sie sich, beruhigen Sie sich; Sie zittern vor Aufregung. Lassen Sie hier in der Neptunsgrotte einen Augenblick uns niedersetzen.

Wir traten in die Grotte. Ein Herr und eine Dame saßen auf einer Bank tiefer im Innern; durch den Lichtreflex konnten wir sie deutlich sehen, während sie uns kaum bemerken konnten. Der Herr hatte die Dame im Arme; sie hatte ihren Kopf zurückgelehnt, und er bedeckte ihre Stirn und Lippen mit zärtlichen Küssen. Durch unser Nähertreten gestört, hob der Herr seinen Kopf, und in diesem Augenblick rief Catina:

Ecco il perfido! — wankte und fiel ohnmächtig in meine Arme.

Die Dame kam ihr zu Hilfe, während der Herr nach einem Glas Wasser fortsprang. Wir legten Catina auf eine Bank, das weiße Tuch ihr unter den Kopf, und die Dame öffnete die Schnürsenkel des Mieders, um ihr Luft zu machen.

Zu meiner Beschämung muß ich gestehen, daß ich über die Schönheit beider Frauen die Ohnmacht der einen vergaß; Catina ruhte ausgestreckt auf der Bank, die Füße mit dem Plaid der Dame bedeckt, das offene rothe Mieder wich vor der Fülle ihres kräftigen Körpers, das Flortuch war verschoben, und ihre schwarzen Haarflechten, welche mit dem Tuche gelöst worden, verdeckten nur theilweise den vollen Busen, dessen Weiße im Vergleich zu dem südlich-gelblichen Teint ihres Gesichts überraschte. Ihre großen Augen waren geschlossen, die Lider mit den schwarzen Wimpern deckten sie, und das wenige Roth ihrer Wangen war verschwunden.

Vor ihr kniete die hohe schlanke Gestalt der Dame im weißen Halbnegligee; wenn sie über Catina sich bog, legten ihre langen blonden Locken sich auf deren Hals und Busen und deckten gemeinsam mit den schwarzen Flechten, was das Mieder verbergen sollte. Dann legte sie das Ohr auf Catina's Herz, um seinen Schlag zu hören, und ich sah ihr ovales Gesicht mit blauen Augen und durchsichtigem Teint, ruhend auf dem rothen Mieder Catina's. Nur die Wangen der Dame waren matt, und dunkle Ränder unter ihren Augen verriethen eine süße Erschöpfung.

Catina regte sich nicht.

Wo bleibt nur mein Mann so lange, rief ungeduldig die Dame.

Werden Sie dem Fräulein nicht auch das Kleid ein wenig öffnen müssen? frug ich besorgt.

Es ist mit dem Mieder genug, versetzte die Dame, indem sie ihr Taschentuch über Catina ausbreitete.

Jetzt kam der Herr mit dem Glas Wasser; die Dame, immer noch vor Catina kieend, tauchte ihre weißen Finger in das Glas, befeuchtete ihr die Stirn und hob ihr den Kopf. In diesem Moment sah ich, wie der Herr zusammenschrak; das Glas fiel ihm aus der Hand, und mit einem Wink nach mir eilte er aus der Grotte. Ich folgte ihm. Ihre Adresse, ich bitte! rief er mir leise und hastig zu.

Hier, sagte ich, indem ich meine Karte aus der Tasche nahm, ich wohne in Rom, Hotel Cesari.

Ich sehe Sie wieder; sagen Sie meiner Frau, daß ich nach einem anderen Glas Wasser gegangen bin.

Als ich in die Grotte zurücktrat, öffnete Catina die Augen; ihre Wangen färbten sich leise. Nach wenig Sekunden schien sie ihre volle Kraft wieder gefunden zu haben; sie erhob sich und sah sich in der Grotte schweigend um.

My husband . . , hier unterbrach sich die Dame und fuhr in gebrochenem Italienisch fort: Il mio marito é andato per l'aqua.

Bei dem Worte Marito flog noch einmal Leichenblässe über Catina's Gesicht. Sie hielt sich krampfhaft an der Lehne der Bank fest; aber auch diesen Kampf schien sie nach wenigen Sekunden ausgekämpft zu haben. Dann hieß sie mich aus der Grotte gehen, um ihren Anzug zu ordnen, und bald kam sie mir an dem Arme der Engländerin festen Schrittes entgegen. Ein Glas Wasser, das ein galonnirter Bedienter unter Entschuldigung seines Herrn überbrachte, belebte Catina.

Wo die Wege sich trennten, übergab mir die Engländerin Catina, indem sie entschuldigend bemerkte, daß sie wegen ihrer Rückreise nach Rom uns verlassen müsse. Catina warf einen schmerzlichen Blick auf ihre schlanke Gestalt, reichte ihr dankend die Hand und sagte mit gepreßter Stimme: buon' viaggio.

So wie die Engländerin uns aus dem Gesicht war, fiel mir Catina in die Arme, und ein Strom heißer Thränen entquoll ihren Augen.

Il perfido! knirschte sie wiederholt zwischen den Zähnen.

Haben Sie sich auch nicht geirrt?

Nein! nein! ich kenne seine Züge. Ich habe sie treu in meinem Herzen bewahrt, aber nun will ich sie herausreißen, und sollte mein Herz mit zerreißen.

Wir gingen langsam weiter.

Sie ist schön, sprach Catina für sich; der Treulose hat mich über sie vergessen. Und auch gut ist sie: wie treulich hat sie mir beigestanden.

Die Dame kannte Sie ja nicht!

Warum nicht? Er wird ihr von mir erzählt haben; er wird ihr gesagt haben, daß er mich geliebt — aber auch vergessen hat.

Schweigend ließ sie sich von mir weiter führen.

Wir waren nahe der Stadt. Da erhob sich Catina aus ihren Träumen.

Erwähnen Sie nichts von diesem Vorfalle zu Hause, bat sie mich.

Aber Sie sind zu schwach, als daß die Tante ihren Zustand nicht bemerken sollte.

Sie werden schon eine Ausrede finden, und ich werde mich zusammen nehmen.

So kamen wir nach Hause. Die Tante bemerkte in ihrer Sorge um das Mittagsessen nichts. Bei Tische hielt sich Catina fest. Als die Tante sich wunderte, daß sie so wenig esse, gestand ich, daß wir schon ein kleines Frühstück in der Sibilla genossen hätten, und suchte durch Loben und Verzehren ihrer Maccaroni und ihres Lammesbratens, so viel ich konnte, die Tante zu zerstreuen.

Nur der Pole bemerkte den veränderten Zustand Catina's, statt sich indeß darum zu sorgen, schien er innerlich erfreut darüber. Catina nahm heute, wie ich sah, die Mandeln an, welche er ihr darreichte; ja sie ließ sich die grünen Schalen von ihm öffnen. Ich erzählte nach Möglichkeit von meinen und Catina's Irrfahrten und Heldenthaten, und schilderte die überstandenen Strapazen so groß, daß die Tante nach Tisch von selbst darauf kam, Catina zum Ausruhen in ihr Zimmer zu schicken.

Der Pole, der nun mit mir allein war, erfaßte lebhaft meine Hand.

Wie dank ich Ihnen werther Freund, sagte er, daß

Ihre Beredsamkeit bei Catina solchen Erfolg gehabt hat. Ja! ja! Sie haben ihr gewiß vorgehalten, wie hoffnungslos, wie thöricht ihr Wahn für den Engländer ist. Ich selbst konnte dies nicht; sie hätte es mir falsch ausgelegt, aber aus Ihrem Munde hat es seine Wirkung nicht verfehlt. Catina ist sichtlich davon erschüttert, und ein neues, nur gewaltsam bisher unterdrücktes Gefühl scheint in ihr sich zu regen.

Lieber Herr v. P. erwiderte ich, Gott hat meinen guten Willen wunderbar unterstützt. Ich habe die besten Hoffnungen für Sie, wenn Sie klug handeln, in Ihrem Betragen gegen Catina sich nicht überstürzen und ihrem Herzen Zeit lassen, sich zu sammeln. Wenn ich Ihnen einen Rath geben soll, so halten Sie sich in den nächsten Tagen ganz zurück, bis Catina es selbst bemerkt.

Die Tante hatte früher bestimmt, daß wir den Abend in ihrer Villa zubringen sollten; ich bat indeß um die Erlaubniß, abreisen zu dürfen, da die Tageszeit vorgerückt sei, und die Morgenpartie mich ermüdet habe.

Wir wollen nachgeben, sagte die alte Dame, wenn sie uns versprechen, das heute Versäumte bald nachzuholen. Sie müssen noch von meinen Melonen und Aprikosen kosten.

Es wird mir kaum möglich sein, erwiderte ich; sehen Sie, alles was auf diesen 50 Seiten meines Reisehandbuchs gedruckt ist, muß ich noch in den wenigen Tagen meines Aufenthalts in Rom besehen und bewundern!

Ach! antwortete sie, lassen Sie die alten Mauern, die abgebrochenen Arme und Beine unbesehen, und kommen Sie zu uns. Wir in Italien reisen in gar kein fremdes Land und sind doch zufrieden.

Catina war eingetreten; sie richtete aus ihren dunkelbeschatteten Augen einen bittenden Blick auf mich, der alle meine kalten Vorsätze und gelehrten Pläne schmelzen ließ. —

A rivederci! rief ich und eilte davon. Der Pole brachte mich bis zu dem Wagen, und versprach meinem Rathe zu folgen, soweit er dazu vermögend sein werde.

Die Villa des Hadrian.

Ich war am folgenden Morgen kaum aufgestanden, als ein Bedienter in Livree mir eine Karte überbrachte: Edward D .... Baronet, mit der Anfrage, wann sein Herr die Ehre haben könne, mich zu sprechen.

Sagen Sie meine Empfehlung und ich sei den ganzen Morgen zu Hause.

Es währte keine halbe Stunde, als ein Wagen vorfuhr und der Herr von gestern bei mir eintrat.

Sie sind, begann er, gestern Zeuge einer peinlichen Scene gewesen. Da ich annehmen muß, daß Sie der Dame, mit der Sie in die Grotte traten, näher stehen, so halte ich es für meine Pflicht, Ihnen Mittheilungen zu machen, welche ....

Ich bin, unterbrach ich ihn, mit den Schicksalen des Fräulein Catina Z. bekannt.

Desto besser, so habe ich nur von mir zu sprechen. Ich verließ Fräulein Catina vor drei Jahren in der ernstesten Absicht, mit meiner Eltern Erlaubniß zur Heirath wiederzukommen. In England angekommen, fand ich nicht blos bei meinen Eltern den entschiedensten Widerspruch, sondern wurde auch von meinen Freunden wegen meiner idyllischen Absichten zum Besten gehabt.

Ich blieb lange fest; aber meine Eltern nahmen mich während der Saison mit nach London, machten um meinetwillen ein großes Haus, und die fortgehenden Zerstreuungen der großen Stadt äußerten zuletzt ihre Wirkungen auf mich.

Meine Leidenschaft kühlte sich ab, ich erkannte das Thörichte meines Unternehmens, und die Gefahren, in die ich selbst Catina verwickeln würde. Aber unfähig, einen festen Entschluß zu fassen, wählte ich, wie ich gestehen muß, das schlechteste Theil, blieb im Schwanken, und brach nur mit meinen Briefen an Catina ab, ohne zu wissen, was ich wollte. Nach und nach suchte ich dieses Schweigen vor mir selbst zu rechtfertigen. Es ist besser, sagte ich mir, du regst das Mädchen nicht von Neuem auf, sie hat ihren Vater in der Nähe, und, noch ein halbes Kind, wird sie dich bald vergessen und hat dich vielleicht schon vergessen.

Ereignisse in meiner Familie trugen dazu bei, die Erinnerungen an Catina noch mehr in mir erblassen zu machen. Ich verlor meinen Vater, mußte die Verwaltung der Familiengüter, die mir damit zufielen, übernehmen, und lernte später in der Nachbarschaft meine Frau kennen, die eben aus einer deutschen Pension nach England zurückgekommen war. Es gelang mir, ihre Liebe zu gewinnen; wir verlebten als Verlobte ein glückliches Jahr, und meine letzten unruhigen Gedanken wegen Catina's verschwanden, als mir vor zwei Monaten eine Cousine aus Capri schrieb, daß sie ein junges Mädchen dort kennen gelernt habe, welches, von einem Engländer verlassen, viel bei ihr verkehre und neuerlich das Herz eines jungen Polen so gewonnen habe, daß sie glaube, es würden Beide ein glückliches Paar werden.

Ich erkannte in dieser Beschreibung Catina; mein Herz war nun der letzten Last ledig, und heute vor drei

Wochen wurde der Ehebund zwischen mir und meiner Frau eingesegnet. Ich hatte versprochen, die Flitterwochen mit ihr in Italien zu verleben. Wir reisten ziemlich schnell durch Frankreich über Genua nach Rom. Gestern hatten wir Tivoli besehen, als Sie mit Catina uns in der Grotte überraschten, wo ich meine Frau ausruhen ließ und wir allein zu sein glaubten. Der Ausruf, die Ohnmacht Catina's haben von Neuem drückende Zweifel in mir erweckt. Sie werden mir weitere Auskunft geben können und rathen, was für die Beruhigung Catina's zu thun sei. Ich bin zu Allem bereit, was sich mit meiner Ehre und meinen Pflichten verträgt.

Was in meinen Kräften steht, Herr Baron, erwiederte ich, will ich gern thun. Der gestrige Tag war wohl nicht der schwerste für Catina. Doch ich habe mit Ihnen darüber nicht zu rechten. Vielleicht war es nur der letzte nothwendige Schnitt in ihr Herz, um sie von einer Neigung zu heilen, die sie halb aus Pflicht, halb aus Eigensinn festhalten zu müssen wähnte. Sie hatte gestern mir eben von Ihrer Treue mit steigender Aufwallung erzählt, als sie in die Grotte trat, und nur der plötzliche Contrast der Wirklichkeit mag ihre starke Natur bis zur Ohnmacht erschüttert haben. Aber sie hat sich schnell gefaßt. Der junge Pole, von dem Ihr Fräulein Cousine Ihnen geschrieben hat, ist jetzt in Tivoli; er liebt Catina, hat die ernstesten Absichten, und ich hoffe, Sie wird nun die Neigung für ihn gewinnen, von der Ihre Cousine Ihnen zu früh berichtet hat.

Der Baronet erhob sich sichtlich beruhigt.

Wenn ich für Ihren Plan, sagte er, helfend mit eintreten kann, so bestimmen Sie über mich.

Ich glaube, Herr Baron, nunmehr wird Schweigen

und Fernbleiben von Ihrer Seite, das beste Heilmittel sein.

Aber soll ich mich vor Catina gar nicht rechtfertigen?

Was in dieser Beziehung möglich war, hat Frau Gemahlin schon gethan, als sie Catina sagte, daß ihr Mann noch ein Glas Wasser bringen werde.

Nach längerem Schweigen sagte der Baronet, Sie haben Recht. Ich reise in drei Wochen zurück. Meine Adresse ist: H.... castle, Devonshire, England. Ich hoffe, Sie lassen mich nicht ohne Nachricht. Sollte Ihr Weg Sie je nach England führen, so rechne ich darauf, daß Sie H. ... castle nicht vorbeigehen werden.

Ich verbeugte mich verbindlich, und der Baronet empfahl sich.

Ich war froh, daß die Sache einen so guten Ausgang zu nehmen sich anschickte. Meiner verschiedenen Aufträge nun ledig, wandte ich mich wieder eifrig den Zwecken meiner Reise zu.

Der Vatican mit seinen Kunstschätzen blieb das Ziel meiner täglichen Wanderungen. Für die berühmte vaticanische Bibliothek hatte der Fürst H. mir eine Empfehlung an den Prefetto der vaticanischen Archive, Pater Th...., gegeben. Der Herr Prefetto war ein geborener Breslauer, Sohn armer Eltern, aber durch seinen Charakter und seine Gelehrsamkeit hatte er eine bedeutende Stellung in Rom sich gewonnen. Durch die Herausgabe der bisher noch ungedruckten geschichtlichen Documente der Bibliothek ist sein Name in England, Frankreich und Ungarn noch mehr bekannt geworden, wie in seinem Vaterlande.

Unter seiner Leitung werden die nach Ländern geordneten wichtigeren Berichte der päpstlichen Legaten und

der von Rom ausergangenen Breven und Instructionen von einer Anzahl junger Geistlichen abgeschrieben; eine Arbeit, die wegen der in jedem Jahrhundert und jedem Lande wechselnden Letternschrift ihre großen Schwierigkeiten hat. Dann werden sie in der eigens dazu im Vatican von ihm eingerichteten Druckerei gedruckt und in den Buchhandel gebracht. Auf diese Weise sind bereits die Documente für England, Irland, Frankreich und Ungarn in vielen Folianten von ihm herausgegeben worden, und den späteren Geschichtsschreibern sind damit Quellen zugänglich gemacht, welche die wichtigsten Aufschlüsse für die Geschichte dieser Länder enthalten, aber bisher unerreichbar waren.

Als im Jahre 1859 ein großer Theil des Kirchenstaates dem Königreich Italien einverleibt wurde, erhielt Pater Th. vom Papste den Auftrag, diejenigen Urkunden seit Pipin's des Kleinen Zeit im Archive aufzusuchen und zu veröffentlichen, welche die Rechtstitel für die wettliche Herrschaft der Päpste in Italien enthielten. Dieses ist in einem starken Folianten geschehen; auffallend aber bleibt es hierbei, wie mir unser gelehrter Landsmann Gr. in Rom versicherte, daß alle die Verträge und Urkunden darin weggeblieben sind, welche die Päpste mit den ehemaligen Municipalbehörden Roms im Mittelalter abgeschlossen haben. Es scheint, als habe man jede Erinnerung an die weltliche Souveränität dieser Stadt nach Untergang des römischen Reiches durchaus vermeiden wollen.

Ich fand in Pater Th. nicht blos einen gelehrten, sondern auch einen höchst liebenswürdigen und gefälligen Mann. Merkwürdig war mir seine Wohnung. Ich hatte, nachdem ich schon neunzig Stufen nach dem Vorhofe des Vaticans gestiegen war und von da zwei Gänge bergauf durchschritten hatte, nochmals eine endlose dunkle Wendel-

treppe zu ersteigen, wo nur ein in der Mitte hängender Strick der Hand einen Halt bot. Ich glaube, kein Thürmer in Deutschland wohnt so hoch, wie dieser angesehene und gelehrte Herr. Endlich erreichte ich eine unscheinbare Thüre und wurde von dem Diener in ein gewölbtes Zimmer geführt, während dieser noch eine Treppe höher stieg, um seinen Herrn zu rufen.

Die Tische des Zimmers waren mit Folianten und alten Pergamenten hoch beladen; ein hartes ungepolstertes Sopha mit einem Kattunüberzuge, der manches Jahr schon erlebt hatte, und gleiche Stühle paßten vortrefflich dazu, während herrliche Frescomalereien an den Wänden und an der Decke mit halbnackten weiblichen Figuren einen sonderbaren Gegensatz dazu abgaben. Die Farben und insbesondere das Incarnat waren bei ihnen so schön, daß ein Engländer dem Pater 6000 Scudi für ein einziges nacktes Bein derselben geboten hatte, wie mir Pater Th. mit einem gewissen Stolze selbst erzählte.

Durch seine Güte hatte ich nicht nur Gelegenheit, die Schätze der vaticanischen Bibliothek näher kennen zu lernen, als es den Reisenden sonst möglich ist; ich erhielt durch ihn auch die Erlaubniß zum täglichen Eintritt in die Gärten des Vaticans.

Sie können mit mehr Recht, wie die der Semiramis, als die hängenden Gärten Roms zu den Wunderwerken der Welt gezählt werden. Hoch über Rom, nach allen Richtungen sich erstreckend, gewähren sie die prachtvollsten Aussichten über die Stadt, über den Monte Janicolo und Monte Mario. Dunkle, dichte Laubgänge, blühende Rosenhecken, duftende Orangenbäume erquickten mich, wenn ich halbblind von den alten Pergamenten oder ermüdet aus den Sälen der Götter- und Heldenstatuen hier eintrat. Zahlreiche

Springbrunnen milderten die Mittagshitze. Auf einem grösseren Wasserbecken schwamm ein dreimastiges Linienschiff von Eisen, 20 Fuß lang und genau einem großen nachgebildet. Auf den Wink des Aufsehers schossen plötzlich aus allen Kanonen seiner Breitseite sprühende Wasserladungen hervor und kein Zuschauer kam ohne bedeutende Wasserwunden davon.

Der Tag meiner Abreise rückte näher. Ich mußte mich endlich zu der immer verschobenen Gegenvisite bei dem Baronet entschließen.

Als ich um 2 Uhr vorfuhr, traf ich ihn nicht zu Hause, aber die Frau Baronin war, trotz einer leichten Unpäßlichkeit, so gütig, mich anzunehmen.

In einem hohen, kühlen, durch die Gitterläden im Licht gemilderten Zimmer traf ich die schöne Frau in rosa Negligee, ruhend auf einem dunklen Chaise longue.

Sie erlauben, Frau Baronin, daß ich in deutscher Sprache zu Ihnen reden darf, sagte ich beim Eintreten. Der Herr Baron hat mir schon erzählt, daß Sie in Deutschland erzogen worden sind.

Setzen Sie sich zu mir, erwiederte sie deutsch. Sagen Sie, wie geht es Ihrer Kleinen? Wie kamen Sie zu der Gesellschaft dieses römischen Bauernmädchens? Wie sonderbar, daß auch d i e s e Mädchen in Ohnmacht fallen können.

Meine Führerin war schon vorher unwohl. Die plötzliche Kühle der Grotte, als sie erhitzt und unwohl in sie eintrat, mag...

Wie gefällt es Ihnen in Rom? unterbrach mich die Baronin. Finden Sie dieses endlose Besehen der Kirchen, Museen und Ruinen nicht sehr ermüdend? Werden Sie noch lange hier bleiben?

Meine Zeit, Frau Baronin...

Ach ja! Sie waren schon in Neapel. Ist die Ansicht von Neapel so schön, wie man sagt?

Wenn Sie, begann ich, ehe die Sonne ihre letzten Strahlen...

Da kommt mein Edward, rief sie; das trifft sich gut. Sie können einen Streit zwischen uns entscheiden. Ich möchte so gern nach Capri. Meines Mannes Cousine hat so schön davon geschrieben, aber mein Edward meint, es lohne sich nicht. Was sagen Sie?

Ich möchte Ihnen auch abrathen, gnädige Frau. Die Erinnerungen an die Grausamkeiten des Kaisers Tiberius sind dort noch so lebendig und...und... das Terrain ist so bergig und steil, daß bei Ihrem angegriffenen Zustande...

Eine leichte Röthe flog über die Wangen der schönen Frau; sie schlug die Augen nieder, deren lange braune Wimpern nun die Schatten darunter bedeckten, und reichte mir die weiße Hand zum Kuß.

Als ich schon an der Thür war, rief sie mir nach: Grüßen Sie mir Ihr schönes Deutschland!

Der Gruß, Frau Baronin, wird von doppeltem Werth für uns sein, da er von Ihnen aus Italien kommt. —

Der Baron geleitete mich mit dankendem Blick bis zur Treppe.

Als ich nach Hause kam, fand ich einen Brief des Herrn v. P. mit einer Einladung nach Tivoli zum folgenden Tage, welcher der Namenstag der Tante sei. In meiner deutschen Gewohnheit sann ich auf ein Präsent für die Tante, bis mir einfiel, ihr einen von den Rosenkränzen mitzubringen, welche der heilige Vater auf meine Bitte durch seinen Segen geweiht hatte.

Am andern Morgen kam mir auf dem Fußsteige bei Tivoli diesmal Herr v. P. entgegen. Er erzählte mir mit

glücklicher Miene, wie er meinen Rath befolgt, und wie schnell schon Catina's Benehmen sich geändert habe. Voll froher Hoffnungen führte er mich zur Tante, der ich meinen Glückwunsch feierlichst abstattete, unter Ueberreichung des Rosenkranzes aus Cedernholz vom Libanon mit dem silbernen Bildniß von Pio Nono.

Als die Tante von dem ihm anhängenden Segen hörte, verklärte sich ihr Gesicht, und Catina blickte sehnsüchtig nach diesem unschätzbaren Kleinode.

Mein Kind, sagte die Tante, die es ihr ansah, nach meinem Tode fällt dir ja doch Alles zu, mein Haus und Hof, die goldne Kette von meinen seligen Manne und auch dieser Rosenkranz.

Catina fiel ihr um den Hals und bat sie, still zu sein.

Sie war heute wieder städtisch gekleidet, in schwarzer Seide, ein Halstuch mit der römischen Kante hatte sie lose sich umgeknüpft. Ich fand sie schlanker und größer wie früher. Ihre Stimmung war heiter, aber nicht mehr ausgelassen. Sie sah mir ruhig und offen in's Auge, als wäre nichts vorgefallen, und führte mich vor Tische in den Garten, um mir den von ihr gepflanzten Salat zu zeigen.

Als wir unter einen Feigenbaum uns gesetzt hatten, dessen dichte Zweige sich ringsum bis auf die Erde senkten, frug sie mich, was der Arzt in Qui-si-sana über den Zustand des Siegesmondo gesagt habe.

So viel ich weiß, hat er ihm die besten Hoffnungen gemacht, wenn er in einem südlichen Klima bleiben könne. Er rieth ihm deshalb später nach Nizza oder Corfu zu gehen.

Ach, dummes Zeug! rief Catina aufspringend, das ist gar nicht nöthig. Er kann ja hier bei der Tante bleiben; sie hat so Niemand in ihrer Wirthschaft, auf den sie

sich verlassen kann. Seitdem er hier ist und die Knechte beaufsichtigt, und alle Tage auf's Feld und in den Weingarten geht, ist die Tante noch einmal so ruhig wie früher, und Alles geht besser.

Aber sollte die Luft der Sabiner-Berge nicht...?

Er hat nicht ein einzigesmal gehustet, rief Catina, mich unterbrechend, seitdem er hier ist, und haben sie nicht bemerkt, wie wohl er aussieht? —

Ich erwartete, daß sie mich noch über den Engländer ausfragen würde; aber keine Silbe kam davon über ihre Lippen. Ihre Neigung, ja die Erinnerung daran schien durch das neuliche Begegniß bis auf die Wurzel in ihr vernichtet.

Die Tante holte uns aus dem Garten zu Tisch. Wir hatten heute Alle, selbst Catina, guten Appetit, und die Tante war mit uns wohl zufrieden. Nach Tische sollten nach Catina's Vorschlag die Esel vor den Wagen gespannt werden und wir nach dem Casino der Tante fahren. Ich mußte leider diesmal widersprechen, denn meine beschränkte Zeit nöthigte mich zur Eile. Auch schien mir in Tivoli Alles jetzt in so gutem Gange, daß meine Hilfe nicht mehr nöthig. Catina wollte mich indeß nicht fortlassen, und da sie meine schwache Seite längst erkannt hatte, schlug sie vor, wir sollten statt nach dem Casino der Tante nach der Villa des Hadrian gehen, deren Ruinen ich das erstemal versäumt hatte.

Gut, sagte ich, zur schalkhaft lachenden Catina, aber dann mag mein Kutscher die Frau Tante hinfahren, und da die Villa unweit der Straße nach Rom liegt, mag er dort warten, bis ich von Ihnen Abschied nehmen und gleich dort einsteigen kann.

Der Vorschlag wurde angenommen. Catina, der

Pole und ich, gingen zu Fuß voraus. Sie ging heute langsamer, unter dem Vorwande, mich nicht müde zu machen. Bei einigen Stegen über Wassergräben nahm sie die Hand des Polen zur Hilfe an, obgleich sie sicher, wie eine Gemse, eher ihm hätte hinüberhelfen können.

Was meinen Sie, frug mich der Pole, als Catina einmal zurückblieb, um nach der Tante sich umzusehen, was meinen Sie, wenn ich mich heute gegen Catina erklärte?

Ruhig! Ruhig! lieber Freund, bleiben Sie noch einige Wochen bei meinem Rezepte, lassen Sie den neuen Keimen Zeit, Wurzel zu schlagen.

Die Tante! die Tante! rief Catina hinter uns.

Wir waren am Thore der Villa des Hadrian, Alle voll Spannung auf die Herrlichkeiten dieses kaiserlichen Lustschlosses, von dessen orientalischer Pracht die alten Schriftsteller nicht genug erzählen können.

Als wir nach langem Gehen durch Wiesen= und Weingelände unter Oliven und Nußbäumen hier nichts fanden, als einige alte hohe Mauerreste, konnte Catina des Lachens sich nicht erwehren.

Lachen Sie nur! rief ich; hier liegen sicherlich noch große Schätze begraben. Hier war es, wo die berühmte Statue der medizeischen Venus gefunden wurde.

Wie sieht diese aus, Hr. Sigesmondo, frug Catina, wie ist ihr Anzug? Gewiß wunderschön?

Der Pole blickte mich lächelnd an.

Liebe Catina, sagte ich ihr halb leise, das Schönste ist auch das Natürlichste, aber auch das Unsagbarste. —

Wie konnte nur Kaiser Hadrian, sagte sie abbrechend und sich wegwendend, seine Villa hier unten im flachen Lande sich erbauen, während die Berge daneben und das Aniothal dort eine viel schönere Lage boten?

Sie dürfen, liebe Catina, sich diese Villa nicht so klein vorstellen, wie die Ihrer Tante. Das Aniothal war vermuthlich zu enge und der Berg zu unbequem für den orientalischen Luxus, den dieser Kaiser zuerst in Italien einführte. Seine Villa bedeckte diese Gegend auf eine Stunde weit mit ihren Anlagen. Zehntausend Prätorianer, als die Leibwache des Kaisers, hatten ihre Kasernen darin; zwei Theater, ein Amphitheater, warme und kalte Bäder waren darin erbaut; zahllose Sclaven und sicherlich auch eine große Zahl Frauen hatten ihre Wohnungen hier, wo jetzt nur noch jene mächtigen unterirdischen Gewölbe als Zeugen vergangener Pracht und Größe sich erhalten haben. Ja! alle Herrlichkeiten dieser Welt....

Hier brach Catina in ein lautes Lachen aus.

Worüber lachen Sie? frug ich ärgerlich.

Sehen Sie nicht diesen Esel, wie er den großen schwarzen Hund im Garten herumjagt; der Hund faßt immer von neuem sich Muth, aber der Esel springt so dreist und täppisch auf ihn los, daß der Hund sich doch wieder hinter die Bäume verkriecht. Der Esel wird uns zuletzt umrennen, wenn Sie, statt auf den Weg, immer gen Himmel sehen.

O, Mephistopheles! dachte ich bei mir, wie wahr ist doch dein Spruch:

Ein Kerl, der speculirt,
Ist wie ein Thier auf dürrer Haide,
Von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt,
Und ringsumher liegt schöne grüne Weide.

Wir standen jetzt an den Gewölben, die sonst zu den Kasernen der Prätorianer gedient hatten. Die Damen mochten nicht, und ließen mich und den Polen allein hinabsteigen. Es waren mächtige Mauern mit festen Bögen, die früher andere gleich hohe über sich getragen hatten.

Wie in einem Labyrinthe durchkreuzten sich die immer dunkler werdenden Gänge, deren Ausdehnung nicht zu erforschen war.

Mitten in meinen Betrachtungen unterbrach mich der Pole mit den Worten: Was glauben Sie, werde ich noch glücklich werden? Was hat Catina Ihnen heute gesagt?

Nur Gutes, und ich hoffe für Sie das Beste. Aber noch eins! Wenn Sie die Verlobungskarten verschicken, so bitte ich um zwei davon. — Wir waren ziemlich am Ende unserer Wanderung, als Catina mich bei der Hand faßte und sagte: Ich habe noch eine Bitte an Sie. Mein Vater schreibt nicht. Ich warte noch heute auf seine Antwort auf meinen Brief von Neapel. Ich bin in großer Sorge. Sie haben Ihren Freund, den Maler dort. Könnten Sie nicht durch diesen meinen Vater fragen lassen, wie es ihm geht, und ob er meinen Brief erhalten hat?

Von Herzen gern, noch heute Abend will ich mich an den Schreibtisch setzen.

Aber wie erfahre ich die Antwort, Sie wollen ja fort von Rom; könnten Sie nicht so lange noch da bleiben?

Unmöglich, liebe Catina; ich muß übermorgen abreisen. Aber ich werde meinem Freunde schreiben, daß er entweder unmittelbar Hrn. v. P. Nachricht giebt, oder daß er mir nach Genua poste restante schreibt, von wo ich Ihnen dann in 48 Stunden es wissen lassen kann.

An der Pforte wartete der Wagen. Mit einemmale fühlte ich die Schwere des Abschieds von diesen guten Menschen, mit denen mich das Schicksal so sonderbar zusammen geführt hatte und die ich nun verlassen sollte, ohne Aussicht, sie wieder zu sehen.

Am Wagen reichten mir Alle die Hände. Ich konnte nicht sprechen, die Thränen rollten mir übers Gesicht.

Sie müssen übers Jahr wieder zu uns kommen! sagte Catina schluzend.

Ja, ja! rief der Pole mit Leidenschaft.

Aber werde ich Sie dann Alle hier in Tivoli wiederfinden?

Sicher, rief die Tante, ich lasse sie Beide nicht mehr fort. Was sollte aus mir und meiner Wirthschaft werden!

Das ist, bei Gott, verlockend genug, sagte ich. Aber wenn ich wiederkomme, bringe ich Frau und Tochter mit.

Ja, ja! rief Catina mit der Tante und dem Polen, kommen Sie Alle, Alle.

Genua.

Piemont mit dem angrenzenden Theile von Toscana bildet den Uebergang von italienischer Natur und Sitte zur nordischen. Die Ruinen, die Erinnerungen an die Römerzeiten, an das Mittelalter sind verschwurden; helle Farben zieren die Häuser; die Straßen bekommen ein reinliches Aussehen; die Menschen sind sauberer angezogen, nirgends zerbrochene Fenster, verstoßene Läden und Thüren. In Rom waren in meinem Hotel zwar große Schlüssel an den Schränken und Commoden der beiden Zimmer, welche ich bewohnte, aber keiner schloß; in Genua hielt man dies für unglaublich.

Livorno ist eine halb englische Stadt in ihrer Sauberkeit und in ihren Preisen; Genua möchte ich das italienische Hamburg nennen, wobei aber freilich auf dem „italienisch" noch der Nachdruck bleiben muß.

Da ich in Rom mich verspätet hatte, so benutzte ich gegen meine Grundsätze, nur der Beschleunigung wegen, das um 11 Uhr Abends in Livorno abgehende Dampfschiff, von dem man mir sagte, daß es um 5 Uhr Früh in Genua anlangen würde. Als ich mit Tagesanbruch auf das Verdeck kam, lag die Riviera di Levante schon deutlich vor Augen; die Morgennebel verhüllten zwar die Gipfel der

Alpen, aber die niederen Theile des steil nach dem Meere abfallenden Gebirges waren klar und übersäet mit Dörfern und Landhäusern. Je näher wir Genua kamen, desto dichter wurden die Häuser; bis zuletzt die Ortschaften mit Genua zusammenflossen, als wir im Hafen ankamen.

Die Ansicht Genua's von der See aus, ist berühmt und verdient es; viele stellen sie über die von Neapel. Solche Vergleiche haben ihr Bedenkliches; man kann das Einzelne dieser Ansichten gegen einander abwägen und die eine kann zur Unterlage für die Beschreibung der anderen dienen; aber in der Totalität der Elemente, aus welcher die Schönheit hervorgeht, ist jede dieser Ansichten eigenthümlich und mit der anderen unvergleichbar.

Die hohe Alpenkette, welche Genua einschließt, giebt der Ansicht eine Erhabenheit, zu welcher der Mastenwald der geschäftigen Kauffarteischiffe im Hafen nicht recht passen will. Nur die großen schwarzen Linienschiffe und die Fregatten, welche hier unbeweglich vor ihren schweren Ankern liegen, entsprechen jenen Riesen der Gebirge, die hinter der Stadt sich emporheben. Die Stadt ist dadurch dicht zusammengedrängt und die Ansicht erhält eine Uebersichtlichkeit und Beschränkung, wie sie die Schönheit erfordert. Trotzdem erfüllt die Nähe von Genua nicht so mit Heiterkeit und Lebenslust, wie die von Neapel; vielleicht weil die Menschen schon viel emsiger und stiller arbeiten; vielleicht auch, daß das trübe Wetter und mein übernächtiger Zustand unter einem Bataillon Piemontesen, die alle Räume des Schiffes erfüllten, die Schuld davon trug.

Es gehört zu den unangenehmsten Vorkommnissen einer Reise, Früh mit Tagesanbruch in einer großen Stadt anzukommen. Alles liegt noch in den Federn; der einzige wache Kellner reibt sich schlaftrunken die Augen und führt

mit mürrischer Miene den Gast auf sein Zimmer. Ich kam auch deshalb im Hotel „Feder“ zu keiner Einigung über ein mir zusagendes Zimmer und wurde von meinem gleich schlaftrunkenen Fachino in das Hotel de France gegenüber geführt, wo ich gut ankam und was ich allen meinen Lesern empfehlen kann.

Die gedrückte Stimmung, in der ich angekommen war, wurde durch meinen ersten Ausgang schnell verscheucht. Trotzdem daß Genua noch auf der Südseite der Alpen liegt, spürte ich doch schon einen Zug von deutschem Wesen und deutscher Sitte. Ich fand die ersten Anklänge an das reinliche behagliche Leben der Heimath. An die Stelle der Anstrengung und Anspannnug in fremden Verhältnissen trat das bequeme und lang entbehrte Behagen des Gewohnten.

Die Hauptstraßen der Stadt gehen parallel mit dem Hafen und sind deshalb eben; nur die engeren Querstraßen gehen steil bergauf und ab. Imposante Paläste schmücken die Plätze und Hauptstraßen und zeugen von der ehemaligen Größe der Republik Genua.

Indem ich zunächst den Hafen entlang ging, kam ich zu dem alten Palast Doria. Er ist im venetianischen Style gebaut; schwache Säulen tragen die Kreisbogen der schweren Mauern. Die Vorderseite liegt nach dem Meere zu, ist aber verfallen wie Venedig. Napoleon I. hat hier gewohnt, wie er als Kaiser Genua von Marseille aus zu Schiff besuchte. Man hatte damals eine Brücke von dem Balkon des Palastes in das Meer geführt, auf welcher Napoleon unmittelbar in den Palast eintreten konnte.

Die Zeiten selbstständiger staatlicher Größe sind für Genua vorüber, aber nicht die Zeiten der Größe als Glied des Königreichs Italien. Ich fand hier ein Leben und

Treiben im Hafen und auf den Straßen, auf der Börse und in den Gewölben, so lebhaft, wie nirgends in Italien und doch sind die wichtigsten Bedingungen seiner Größe erst im Entstehen, nämlich die Durchbohrung der Alpen zur Eisenbahnverbindung mit Frankreich, Holland und England, und die Durchstechung der Meerenge von Suez zur Verbindung mit Indien.

Auch das Leben in Genua bietet für den Deutschen schon weniger Eigenthümlichkeiten. Das Auffallendste auf den Straßen waren mir die vielen Frauen mit langen weißen vom Kopf herabhängenden Schleiern. Ich glaubte anfangs lauter Bräuten zu begegnen und wunderte mich nicht wenig über die dortige Heirathslust; bis die runzlichen Gesichter darunter mich eines Besseren belehrten.

Bei meinen Wanderungen durch die Stadt gerieth ich in den öffentlichen Garten, Aqua sola genannt, wo die vornehme Welt sich Abends ergeht. Die Anlagen sind sauber und zierlich gehalten, ich fand hier den ersten guten Rasen wieder, aber die Aussicht geht nicht auf das Meer, sondern nur über einen Theil der Stadt nach dem Gebirge. Als ich in einem schönen Cafè daneben das Mittagessen bestellte, führte die deutsche Unterhaltung eines älteren Herren mit einer Dame zur gegenseitigen Begrüßung und zum Vorschlage, das Mittagessen gemeinschaftlich einzunehmen.

Ohne daß wir nach Namen und Stellung gefragt hätten, konnte ich doch aus dem Gespräch entnehmen, daß ich einen Gutsbesitzer aus Preußen mit seiner Frau zum Tischgenossen hatte. Von Italien kam die Unterhaltung bald auf Deutschland, von da auf Preußen, von da auf den eben beginnenden Polenprozeß in Berlin. Der Herr, offenbar froh, daß er einen Landsmann gefunden hatte,

ließ seiner Leidenschaft zu sprechen freien Lauf. Er war mit dem letzten polnischen Aufstande sehr unzufrieden; aber ebenso auch mit der preußischen Regierung, daß sie diesen Monstreprozeß begonnen hatte. Er behauptete, daß, möge auch das Urtheil darin ausfallen wie es wolle, dieser Prozeß die öffentliche Meinung ganz sicher wieder zu Gunsten der Polen umstimmen werde, während bis dahin die entgegengesetzte Richtung in seiner Gegend sich geltend gemacht habe.

Da ich nach beendetem Essen noch über eine Stunde Zeit bis zu dem Theater hatte und er nach meinem Schweigen gleiche Gesinnungen bei mir voraussetzte, so wuchs sein Zutrauen. Ich mußte mich mit ihm in ein abgelegenes, aus blühenden Oleanderbüschen gebildetes Bosquet setzen; mein Nachbar ließ dahin Kaffee bringen und setzte hier seine politischen Expectorationen fort. Er zeigte neben großem Sinn für Preußens Rechte, doch auch starke Sympathien für die Polen, was mich überraschte, da bekanntlich diese Sympathien in Deutschland immer mehr abnehmen, je näher man der polnischen Grenze kommt.

Um das Sinnlose des letzten Aufstandes mir darzulegen, holte er zuletzt aus seiner Brieftasche einige Briefe hervor, die er mir stellenweise vorlas. Sie schienen von einer Person herzurühren, die aus Preußen nach Polen übergetreten war und an dem Aufstande theilgenommen hatte.

„Am 10. März 1862," hieß es in dem einen, der später in meine Hände gelangte, „kam ich glücklich über die Grenze und trat in eine Insurgenten-Abtheilung ein, die aus ungefähr 20 Mann armirter Infanterie bestand. Von R... marschirten wir in mehreren Nächten bis hinter die polnische Stadt Sl.... an der österreichischen Grenze. Hier trafen wir auf die italienisch-französische Legion, der wir einver-

leibt wurden. Ich erhielt hier eine Zuaven-Uniform mit Büchse Bayonnet und Patrontasche. Unter M.... Anführung marschirten wir der österreichischen Grenze entlang, immer weiter nach Krakau zu; bis das Corps auf ungefähr 600 Mann angewachsen war. Am 18. April stießen wir auf eine russische Colonne; es entspann sich ein Kampf, der zwei Tage anhielt, bis wir zuletzt dicht an der österreichischen Grenze von der russischen Uebermacht zersprengt wurden. Unsere Leute schossen zwar viel aber ohne Ordnung und aus zu weiten Entfernungen. Ich selbst kam nur einmal zum Schuß und erhielt am zweiten Tage von einem russischen Infanteristen einen so heftigen Kolbenstoß vor die Brust, daß ich betäubt zu Boden stürzte. Ich wurde von den Russen meines Geldes und meiner Kleidung bis auf's Hemde beraubt und später von unseren Leuten zu einem polnischen Edelmann in der Nähe gebracht."

„Dort wurde ich drei Wochen lang verpflegt, aber dann von einem vorbeiziehenden Insurgentenhaufen durch Drohungen, mich zu erschießen, gezwungen, bei ihnen einzutreten. Unter O...'s Anführung marschirten wir hin und her durch mehrere Kreise, wobei die Abtheilung sich mehr und mehr vergrößerte, aber jeden Kampf mit den russischen Truppen vermied. Unser Corps war zuletzt 1300 Mann stark und bestand aus Infanterie, Cavallerie und Sensenmännern. Am 23. Juni wurden wir von drei Seiten durch ein russisches Corps von 3000 Mann angegriffen. Es kam aber zu gar keinem Kampfe, weil O... sofort die ganze Mannschaft auseinander gehen ließ. Wir erhielten einzelne polnische Orte angegeben, wohin wir uns flüchten und dort die Waffen niederlegen sollten. Später sammelte O... uns wieder und zog in den Kreis P....;

wir mußten aber bei einem russischen Angriff uns wieder in ähnlicher Weise zerstreuen."

„Ich hatte längst die Ueberzeugung gewonnen, daß der Aufstand keine Aussicht auf Erfolg mehr hatte, und wartete nur auf eine Gelegenheit, über die Grenze zu kommen, als . . . . u. s. w."

Aus solchen Briefen, sagte mein Nachbar, kann man besser wie aus allen Zeitungsberichten entnehmen, wie planlos der ganze Aufstand geleitet wurde, der Tausende von Familien ihrer Kinder und ihres Vermögens beraubt hat.

Die Frau meines Nachbars wurde durch die letzten Worte sichtlich betroffen. Sie nahm zwar keinen Antheil an dem Gespräche, allein ihre Mienen zeigten, daß sie mit ganzer Seele dabei war, und es schien mir, als wenn schmerzliche Ereignisse in ihrer eigenen Familie die Ursache davon wären.

Sie erinnerte endlich ihren Mann, daß es Zeit sei, auf der Post nach Briefen zu fragen. Mein Nachbar brach zwar seine Unterhaltung nunmehr ab, aber da er von mir gehört hatte, daß ich den folgenden Tag die Villa Pallavicini in Pegli besuchen wollte, so nahm er nur bis dahin Abschied und hoffte, daß wir uns morgen dort wieder treffen würden.

Diese Aussicht war mir eben nicht angenehm. An sich kein Freund von solchen gemeinsamen Besichtigungen, fürchtete ich neue Expectorationen über Polen, ein Thema, das mir bereits in jeder Richtung zur Genüge bekannt war.

Ich ging in das Tages-Theater, wo ein Melodrama: „Die Familie der Cenci" aufgeführt wurde. Die Nähe Frankreichs war auch hier zu spüren. Das Stück war aus allen Scheußlichkeiten und Verbrechen zusammengewürfelt, und würde selbst einem pariser Vorstadt-Theater zur Ehre

gereicht haben. Mir that nur der Wohllaut der italienischen Sprache leid, in welcher dieser widerliche Inhalt vorgetragen wurde.

Am andern Morgen fuhr ich früh 6 Uhr mit der Eisenbahn nach Pegli, was man in 24 Minuten erreicht. Die Bahn geht der berühmten Riviera di Ponente entlang. Unmittelbar hinter der Stadt führt ein Tunnel durch einen Ausläufer der Alpen. So wie man da herauskommt, ist die Stadt mit ihren Palästen und Schiffen verschwunden; man fährt durch blühende Gärten über zierliche Sommerhäuser hinweg; aber nach wenig Minuten ändert die Scene sich von Neuem. Man ist ringsum von mächtigen Schiffskörpern und Schiffsgerippen umgeben; hier wird gehämmert und gepocht, dort wird an einem Feuer Pech geschmolzen; es ist die große Werfte, wo die Schiffe für die piemontesische Marine gebaut werden. Schnell wurde auch dieses Bild durch ein neues verdrängt; das Land war nun verschwunden, das Meer mit hohen Wellen spülte bis an den Damm der Bahn; die Brandung brach sich schief gegen den Strand und der weiße Schaum der einzelnen Wellen lief so schnell der Bahn entlang, wie der vom Dampf getriebene Wagen. Mauern versperrten plötzlich auch dieses Bild und wir waren in Pegli.

In dem eleganten Café waren die Kellner noch mit dem Kehren der Zimmer beschäftigt. Ich blieb unter den blühenden Granatbäumen des Vorplatzes, und als ich die Brandung des Meeres hier hörte, frug ich den Kellner, ob man nicht baden könne? — Allerdings, war seine Antwort, gehen Sie nur durch diese enge Gasse, so werden Sie bald an den Strand kommen und dort Leinwandzelte mit allen Bequemlichkeiten finden.

Ich hieß ihn mit dem Kaffee noch warten nnd eilte

zum Meere. Der Wärter in dem Zelte meinte, daß es während der Nacht ein Gewitter auf dem Meere gegeben haben müsse, und erklärte daraus die hohen Wellen trotz des ruhigen und sonnigen Morgens. Vom Strande aus war ein langes Seil in das Meer gezogen und dort an einem Pfahle befestigt, an das mau sich halten und die heranrollenden Wellen erwarten konnte. Sie kamen in Manneshöhe heran und brachen sich, noch ehe sie mich erreichten. Halb Wasser, halb Schaum gingen sie dann hoch über mich hinweg, während ich gebückt mich dem Wasserstoß entgegenstemmte.

Um zu schwimmen, ging ich weiter in das Meer, über die Brandung hinaus. Hier auf dem Wasser liegend und von ihm allein, ohne daß ich mich rührte, getragen, wurde ich wie in einer Schaukel auf und nieder gehoben, bis zuletzt eine größere Welle mich in die Brandung hinein und an den Strand spülte. Es war leider mein letztes Bad im mittelländischen Meere.

Als ich in das Café zurückkam, traf ich richtig meinen Landsmann mit seiner Frau, die immittelst zu Wagen angekommen waren. Mit Eintrittskarten versehen, traten wir nun gemeinschaftlich die Wanderung durch die Gärten und Bauwerke an, welche der Marchese Pallvicini hier mit einem Aufwand von 500,000 Thaler nach den Plänen des Maler Michele Canzio angelegt hat und welche jetzt als die Hauptsehenswürdigkeit der Umgebung von Genua gelten.

Obgleich ich mit einem gewissen Vorurtheil eintrat, welches ich gegen alle dergleichen Verzierungen der großen Gebirgsnatur hege, so theilte ich doch bald die Freude und die Ueberraschung meiner Begleiter. Am Fuße der Höhen lag die prächtige Villa aus Marmor gebaut, mit breiten Terrassen und Balconen. Von hier aus stiegen wir in

gelind sich hebenden Wegen die Höhe hinan. Die Aussicht traf bald auf die Gebirgsthäler, bald auf die Gärten und Landhäuser der Küste, bald auf das Meer. Tempel, Grotten, Thürme gewährten angenehme Ruhepunkte, ohne daß sie sich dabei hervorgedrängt und den großartigen Charakter der Landschaft verletzt hätten.

Nur an einer Stelle hatte sich ein wenig Spielerei geltend gemacht. Der Besitzer hatte hier mit großen Kosten Tropfsteinblöcke auf die Höhe schaffen und so zusammenstellen lassen, daß sie bald engere, bald weitere Gänge bildeten, welche von oben mit Felsen und Erde bedeckt, damit zu einer Höhle von vielfachen Windungen umgewandelt waren. Als wir uns hier hindurch gefunden hatten, standen wir vor einem Wasser und ein Kahn lag bereit, dessen Führer uns einzusteigen nöthigte.

Er ruderte durch vielfach verschlungene, dunkele, mit Wasser erfüllte Gänge einer zweiten Höhle, bis wir zuletzt in einen kleinen offenen See gelangten, in dessen Mitte eine Insel mit einem zierlichen Marmortempel sich befand. Die Ufer des See's waren mit einem bunten Blumenflor verziert, dessen Duft bis zu uns herüber kam und Trauerweiden, Platanen und Magnolien tauchten ihre tieferen Zweige in das Wasser.

Indem wir weiter unter dem Bogen einer Eisenbrücke hindurchfuhren, kamen wir in ein Wasserbecken, wo wir über den flachen Rand des grünen Wassers unmittelbar das blaue bis an den Horizont sich ausdehnende Meer erblickten, während von der anderen Seite die weißen Schneespitzen der Alpen durch eine grüne Waldschlucht auf uns herabschauten.

Wir stiegen bei einem schönen Gartenhause aus und als wir in der Besichtigung der Blumenbeete uns vertieften,

trat mein Begleiter unversehens auf eine Klappe, welche eine Reihe feiner Springbrunnen öffnete, deren schiefe nach allen Seiten ausströmenden Wasserfäden uns schnell verjagten.

Dies Alles hatte meinen Landsmann in die heiterste Laune versetzt, nur seine Frau war durch den Anblick des Meeres wieder gestört worden. Als der Mann im Kahne auf ein Dampfschiff zeigte und ihr sagte, daß es nach Neapel führe, fielen ihr Thränen aus den Augen. — „Werden Sie noch lange in Genua bleiben?“ frug mich der Gutsbesitzer, als wir aus der Villa zurückkehrten.

Ich will morgen abreisen und warte nur noch auf einen Brief.

Dann geht es Ihnen wie uns, erwiederte er. Wir werden wider Willen hier in Genua festgehalten. Unsere Absicht war ursprünglich, nach kurzem Aufenthalt mit dem Dampfschiff direct nach Neapel zu reisen; aber eine traurige Nachricht, die wir hier vorfanden, hat unseren Plan gestört und . . . .

Lieber Mann, unterbrach ihn seine Frau, die zu fürchten schien, daß er in seinen Mittheilungen zu weit gehen könnte, es wird Zeit sein, daß wir anspannen lassen, wenn wir noch heute Vormittag auf der Post uns nach Briefen erkundigen wollen.

Du hast recht, sagte er, aber wie wäre es, wenn Sie uns begleiteten? Der nächste Bahnzug kommt erst in einer Stunde, und wenn auch Sie auf einen Brief warten, so können wir gemeinsam bei der Post vorfahren.

Ich nahm das Anerbieten mit Dank an. Der Rückweg zu Wagen zeigte die umgekehrte Folge jener schönen Bilder des Herweges. Statt durch den Tunnel, fuhren wir um den Berg herum, an dem hohen Leuchtthurm und dem schönen Standbild von Columbus vorbei, welches seine

Vaterstadt Genua ihm vor wenig Jahren errichtet hat. Durch das lebhafte Gewühl der Strada nuova kamen wir zur Post.

Der Herr sprang hastig aus dem Wagen, frug nach Briefen, kam aber mit traurigem Gesichte und ohne Briefe zu seiner Frau zurück.

Ich selbst war glücklicher und fand einen Brief von meinem Freunde aus Capri; die Antwort auf den in Rom für Catina an ihn geschriebenen Brief.

Er lautete: „Lieber Freund! Ich freue mich, daß Sie bis Rom glücklich zurückgekommen sind. Ich befinde mich in der von Ihnen so schauderhaft befundenen Pension in Anacapri vortrefflich. Die Wirthstochter versteht das Kochen; aber was mir mehr werth ist, sie hat eine Anzahl Muhmen und Basen hier oben, bei denen sie mich eingeführt hat, und wo ich nun alle Winkel in Haus und Hof nach meinen Studien durchkriechen kann. Ueberhaupt ist ganz Anacapri ein Nest von Verwandschaft und Schwägerschaft. Alle heirathen unter einander, und eine Partie mit einem Mädchen oder Junggesellen aus Capri gilt hier oben für eben eine solche Mißheirath, als wenn bei uns ein Graf eine Schauspielerin heirathet."

„Ihr Auftrag kam mir bei meinen vielen Arbeiten etwas ungelegen. Ich hatte von der Geschichte schon durch meine Wirthstochter gehört, welche mir jeden Morgen die Neuigkeiten hinterbringt. Sie meinte gleich, als sie das Verschwinden der Catina mir erzählte, daß der Pole sie entführt haben möge und daß sie mit nach Polen gesegelt sein werde."

„Als ich nach Empfang Ihres Briefes hinunter nach Capri zu ihrem Vater kam, war dieser eben dabei, ihr auf einen Brief zu antworten. Aus seinen Reden und den

Mittheilungen meiner Freunde bei Pagano, die an dieser Geschichte großen Antheil nahmen, habe ich entnommen, daß der Vater Catina's im Anfange nach ihrer Entfernung nicht eben sehr aufgebracht oder unruhig gewesen ist. Als aber der Brief von Catina aus Neapel angekommen, soll sein Zorn ausgebrochen sein. Er hat einen tödtlichen Haß gegen den Engländer, der seine Tochter verlassen hat, und konnte es Catina nicht vergeben, daß sie dessentwegen davon gegangen war. Daß sie mit dem Polen die Reise gemacht hatte, war ihm weniger störend, da der Pole hier sich sehr in seiner Gunst festgesetzt hatte. Vielleicht hofft der Vater schon im Stillen, daß ein Pärchen aus beiden werde, denn in Capri ist sie den Männern zu sehr gebildet und da wird sie der Vater nicht los."

„Wenn ihm nicht das Schreiben zu schwer würde, so hätte er längst einen zornigen Brief an seine Tochter abgeschickt. Er war, wie eben gesagt, dabei, als ich mit Ihrem Briefe kam. Die Nachricht, daß es mit dem Engländer vorbei sei und die Aussicht auf die Erbschaft der Tante milderten seinen Unwillen erheblich. Ich erbot mich, ihm die Antwort an Catina zu schreiben, welche nunmehr sehr gütig und nachsichtig ausfiel. Er hat ihr erlaubt, noch länger bei der Tante in Tivoli zu bleiben, wenn sie sich der Wirthschaft annehmen und die Tante ordentlich pflegen wolle."

„Hoffentlich sind Sie mit diesem Ausgang zufrieden. Da Sie übrigens sich als ein so geschickter Eheprocurator beweisen, so werde auch ich nächstens Ihre Hilfe in Anspruch nehmen, denn Ihre Ermahnungen, zu heirathen, fangen bei meinen 35 Jahren an, mir im Kopfe herumzugehen. Ihr u. s. w."

Als ich den Brief gelesen und wieder aufsah, stand

der Gutsbesitzer mit seiner Frau noch immer vor mir. Sie betrachteten meinen Brief halb neidisch, halb neugierig.

Entschuldigen Sie meine Zerstreuung, sagte ich, ich war zu gespannt auf den Inhalt dieses Briefes von einem Freunde aus Capri.

Aus Capri? riefen Beide, und ihre Mienen verriethen die größte Neugierde.

Da Sie gestern mir das Vertrauen bewiesen und mehrere Briefe vorgelesen haben, so bin ich wohl zu Gleichem verpflichtet, soweit es sich mit der Discretion verträgt. Lassen Sie uns aber aus diesem Gedränge heraus, nach dem Café Concordia nahebei gehen, wo wir ungestört sind.

Wir stiegen die Marmortreppe dieses schönen Café's hinauf, setzten uns an einen Tisch in dem Säulengange des Gartens und ich begann mit dem Vorlesen meines Briefes.

Als ich zu der Stelle gekommen war, wo des Polen erwähnt wird, sprang der Herr auf und rief: Das ist unser Siegismund! was wissen Sie von ihm? wo ist er?

Ich kann Ihnen auf Ihre Fragen vielleicht eine beruhigende Antwort geben, erwiederte ich; ich habe den jungen Mann in Capri kennen gelernt; aber sie verzeihen, wenn ich bei der Eigenthümlichkeit des Falles, Sie erst bitte, mir darzuthun, daß ich an keinen Unberechtigten die Mittheilung mache.

Von Herzen gern, sagte der Herr, ich bin Herr v. P. aus S. in Westpreußen. Sie entschuldigen, wenn ich mich nicht früher vorgestellt habe; aber das Sonderbare meiner Lage hier hinderte mich daran. Meine Familie stammt aus Polen, mein Vater, der unter Napoleon gedient hatte, verkaufte nach dem traurigen Ausgange der Kriege 1813

und 1814 seine Güter in Polen und kaufte sich in Westpreußen an, wo er seinen Wohnsitz nahm. Nach seinem Tode übernahm ich das Gut. Obgleich meine Sympathien den Polen gehörten, so vermied ich doch jede Betheiligung an der Revolution von 1831 und an den späteren Aufständen. Mein ältester Sohn Siegismund, der seine Schulferien viel bei seinen Verwandten in Polen zubrachte, hatte dort eine tiefer gehende Theilnahme für dies unglückliche Land gefaßt. Nach Beendigung seiner Universitäts-Studieen hielt er sich im verflossenen Jahre bei mir auf, wurde dort durch Emissäre bearbeitet und verließ eines Tages heimlich das Vaterhaus, um an dem Kampfe der Polen gegen die Russen thätig Theil zu nehmen. Wie es ihm ergangen ist, haben Sie gestern aus dem Briefe gehört, der von ihm herrührt.

Er kam, nachdem er die Grenze wieder glücklich überschritten hatte, in einem traurigen Zustande zu uns zurück. Sein Brustleiden, in Folge des Kolbenstoßes, zeigte sich so bedeutend, daß uns nichts übrig blieb, als ihn auf den Rath der Aerzte nach Italien zu schicken. Er sollte in Nizza bleiben, war aber von Genua ohne unser Wissen nach Capri gegangen. Er sandte uns zwar gute Nachrichten, aber seine Briefe von dort wurden immer spärlicher und kürzer, so daß wir in unserer Besorgniß uns entschlossen, einen lang gehegten Plan auszuführrn und selbst nach Italien zu reisen. Wir wollten dabei unseren Sohn in Capri abholen und wo möglich wieder mit uns zurücknehmen. Kurz vor unserer Abreise schrieben wir dies Siegismund und baten ihn um Antwort poste restante nach Genua. Aber hier angekommen, fanden wir statt einer Antwort nur eine Benachrichtigung des Postamts aus Neapel, worin uns der geöffnete Brief an unseren Sohn mit dem

Bemerken zurückgeschickt wurde, daß er wegen plötzlicher Abreise und unbekannten Aufenthalt des Adressaten nicht habe bestellt werden können.

Unseren Schrecken können Sie sich denken. Ich schrieb sofort an den preußischen General-Consul nach Neapel und bat ihn, durch Correspondenz mit den Behörden und sonst Alles aufzubieten, um den Aufenthalt meines Sohnes zu ermitteln und ihn mir hierher mitzutheilen.

So sitzen wir hier nun in Genua fest und warten jeden Tag schmerzlich auf diese Antwort, ohne die wir weder abreisen mögen noch können. Wollen Sie noch eine schriftliche Legitimation, schloß Herr v. P., so nehmen Sie hier den Brief, den ich Ihnen gestern vorgelesen habe; Sie werden darin den Namen und die Handschrift des Polen finden, den sie in Capri kennt gelernt haben. —

Es bedarf dessen nunmehr kaum, erwiderte ich, und erzählte den Eltern von der Reise ihres Sohnes mit Catina, von seinem Aufenthalte in Tivoli und von meinen Begegnissen mit ihnen.

Die Mutter vergoß Freudenthränen; der Vater war aber ungehalten, daß der Sohn das Abenteuer mit Catina zu weit treibe. Es schien ihm nothwendig, den Sohn so bald als möglich aus diesen Verhältnissen zu befreien, und beide beschlossen, mit dem nächsten Dampfschiff nach Livorno und von da weiter zu Lande nach Rom und Tivoli zu reisen.

Beim Abschiede überhäuften mich Beide mit unverdientem Dank und Herr v. P. versprach mir aus Rom nach Venedig zu schreiben, wohin ich von Genua aus gehen wollte.

Es schien mir rathsam, den jungen Polen von der Ankunft seiner Eltern zu benachrichtigen; ich schrieb noch

denselben Nachmittag an ihn und theilte ihm das Vorgefallene und die Stimmung seines Vaters mit.

Den Abend war ich wieder frei und allein; ich setzte mich in den Omnibus und fuhr nach dem Leuchtthurm. In Begleitung des Aufsehers, eines alten Invaliden, stieg ich die 300 Stufen hinauf und kam noch zu rechter Zeit, als die Sonne dem Horizonte sich zuneigte, und Berge, Häuser, Schiffe und Meer von ihrem rothen Glanze wiederstrahlten.

Während mein Blick auf dem endlosen Meere ruhte, zog der Aufseher das Uhrwerk auf, welches die Maschinerie des Leuchtfeuers in Bewegung setzt. Zehn runde Dochte einer großen Lampe, die einer concentrisch in dem anderen sitzen, bilden angezündet die leuchtende Flamme; eine große Zahl Spiegel verstärken die nach dem Meere zu gehenden Strahlen. Um diese festsitzende Lampe bewegt sich langsam ein großer Cylinder von Glas, der in 8 Felder abgetheilt ist, von denen jedes so geschliffen ist, daß es die Strahlen der Lampe nur in dem Zeitpunkte vollständig hindurch läßt, wo sie die Mitte des Feldes treffen. Durch die drehende Bewegung dieses Cylinders entsteht so das wechselnde Leuchtfeuer, dessen zu- und abnehmender Glanz für den Schiffer das Mittel wird, die verschiedenen Leuchtthürme zu unterscheiden und sich vor Verwechselung anderer Lichter mit ihnen zu schützen.

Vom Leuchtthurm führt jenseits Genua ein Fußsteig an den Strand des Meeres. Ich folgte ihm und setzte mich auf den lockeren Kies, so nahe dem Wasser, daß der Schaum der Brandung meine Füße erreichte. Die einzelnen Wellen kamen im regelmäßigen Zeitmaße hoch herangerollt und brachen sich mehrere Schritt von mir; die weiße Brandung kam dann heftig auf mich los gestürzt, aber in dem

lockeren Kies versank die Woge, ehe sie mich erreichen konnte. Dazu das Brausen der Brandung, was mit der am Strande fortlaufenden Welle, immer schwächer wurde, bis es mit der nächsten Welle wieder im Fortissimo einsetzte.

Ein Haufen Kinder spielte hinter mir, ohne sich weder um den ihn unbekannten Mann, noch um das ihnen bekannte Meer zu kümmern.

Ich hätte noch länger gesessen, wenn das Meer so zart sentimental geblieben wäre, wie ich selbst. Aber ohne daß ich's bemerkte, kam eine größere Welle, die der Kies vor mir nicht ganz verschlucken konnte und die mir über die Kleider ging. Noch mochte ich bei der lauen Luft nicht weichen; aber bald folgten noch größere Wellen nach; ich mußte immer weiter zurückrücken und endlich ablassen, von diesem drohenden und doch ungefährlichen Spiel mit dem Meere, das ich über Alles liebe.

Venedig.

Ich bin mit meinen heiteren Schilderungen zu Ende; werden mir meine Leser auch zu dem unglücklichsten Kinde der reichen Mutter Italia, nach Venedig, folgen?

Die wunderbaren Bauwerke Venedigs stehen noch heute unversehrt, aber das eben so wunderbare Leben seines Volkes ist verschwunden. Dem Oriente zugewendet, hat Venedig in seiner großen Zeit an den Geheimnissen und Wundern des Orients Theil gehabt; es war das Morgenland Italiens.

Die Wunder beginnen gleich hinter Mestre. Der Dampfwagen fährt von da mitten durch das Meer nach Venedig; auf einem schmalen Brückenbau rollt der Zug über die Fluthen; aber der Reisende sieht aus seinem Wagen nur die Wasserfläche und glaubt auf ihr hinzufahren. Im Bahnhofe angekommen, hört man kein Gerassel von Kutschen und Omnibus; alles ist still. Ein Omnibus nimmt wohl die Reisenden auf, aber es ist nur eine Omnibus-Gondel, die sie dem Kanale Grande entlang führt und gleich mitten in die Wunder Venedigs versetzt.

Hohe Paläste mit schmalen Balkonen vor jedem Fenster und mit starken Holzpfosten vor der in das Wasser

reichenden Marmortreppe, erheben sich einer nach dem andern aus dem Meere: hier und da werden sie durch eine Kirche von noch mächtigerem Bau unterbrochen, welche in gleicher Weise aus dem Wasser emporsteigt. Der Kanal wird enger und die Schiffer müssen sich bald durch große mit Holz und Kohlen beladene Kähne, bald durch kleine schwarze Gondeln hindurch winden, bis sie an den Mauern des Dogenpalastes dicht vorbei, unter der Seufzer-Brücke hindurch an der Riva dei Schiavoni landen, wo der Reisende von den Gepäckträgern in den Gasthof geleitet wird.

Ich wählte das Hotel St. Marco und fand zu meiner Freude ein Zimmer frei, dessen Fenster nach dem Marcusplatz führten. Vor mir lagen die neuen Procuratien, rechts der von Napoleon I. gebaute Palast, links die Marcuskirche mit dem freistehenden Glockenthurme.

Ich durchwanderte die mir von früheren Jahren bekannten Straßen, wo in geheimnißvoller Stille sich Alles bewegt, wo kein Rasseln eines Wagens, kein Hufschlag eines Pferdes das leise Gerede der Menschen auf den Straßen und in den Gewölben unterbricht. Die Straße heißt hier nicht mehr via, sondern ganz treffend vico, von dem lateinischen Worte; vicus, Gäßchen. In der breitesten hat kaum ein Wagen Platz. Sie ziehen sich gleich dünnen Fäden durch die ganze Stadt; eine ist wie die andere, und nirgends kann sich der Fremde so schwer zurecht finden, wie in Venedig.

Die zweite Art von Straßen, die eigentlichen Fahrstraßen Venedigs sind die Kanäle. Auch sie durchziehen die ganze Stadt und man kann jedes Haus zu Wasser oder zu Lande erreichen. Die Wasserseite gilt indeß als die vornehme Seite und die Portale der Kirchen, die Vorderseite der Paläste gehen nach den Kanälen heraus. Der

Canale grande durchzieht wie eine große Pulsader die Stadt; von ihm laufen die Seitenkanäle aus, die sich mannichfach durchkreuzen und oft so enge werden, daß sich kaum zwei Gondeln ausweichen können.

Die Stille, die über Venedig ausgebreitet liegt, führt die Gedanken unwillkürlich zu dem Geheimnißvollen. Erst in Venedig selbst kann man seine Geschichte verstehen und natürlich finden. In seinem Staatsleben ebenso wie in seinen Familien herschte das Geheimniß. Im Geheimen beschloß der Doge mit dem Rathe der Zehn über Krieg und Frieden; im Geheimen wurde der Feldherr gewählt; im Geheimen wurde man verurtheilt und hingerichtet; im Geheimen und in Masken gehüllt trafen sich die Liebenden und im Geheimen wurde der Nebenbuhler durch den gedungenen Bravo beseitigt.

Die schwarzen Gondeln mit ihren schwarzen Kabinetten gleiten wie schwimmende Särge vorüber; man kann in ihnen nicht stehen, kaum sitzen und nur bequem auf den weichen Polstern liegen. Die Thüren der Häuser reichen bis an das Wasser; sie öffnen und schließen sich leise hinter dem mit der Gondel leise Gekommenen. In den Straßen bewegt sich Alles auf weichen Sohlen; der Marcusplatz mit seinen glatten Quadern gleicht einem prachtvollen Saale mit Parquetboden, wo kein Schritt gehört wird. Die Procuratien, das Schloß und die Marcuskirche bilden seine Wände; der dunkle Sternenhimmel seine Decke. Alles in dieser Stadt ladet zur Intrigue ein, zur List, zum Geheimniß, und wenn es sein muß, zur Verschwörung und zum Verrath.

Ich war gegen Abend auf dem Marcusplatz, dessen geheimnißvoller Reiz unwiderstehlich ist. Die Trachten aller Nationen, das Maskengewühl der alten Zeit auf diesem

Platze schwebten vor meinen Augen; aber die Wirklichkeit schüttelte mich unsanft aus diesen Träumen. Die österreichische Militärmusik war es, welche ich hörte, und welche die neuesten Tänze von Wien spielte; die österreichischen Generale und Stabsoffiziere saßen mit ihren Frauen und Kindern auf dem Platz und unterhielten sich im wiener Deutsch über das neueste Avancement und über die Orden, die der Kaiser in Kissingen ausgetheilt hatte. Jüngere österreichische Offiziere umgaben die Damen und erzählten von den neuesten Abenteuern der kleinen wiener Schauspielerin mit ihrem Theaterdirector. Oesterreichische Soldaten in weißen Leinwandkitteln und engen blauen Beinkleidern gingen vorüber und grüßten militärisch. Man hörte hier kein italienisches Wort als das aqua fresca der Wasserverkäufer.

Weit ab davon, halb in den Winkeln des Platzes, saß die einheimische Bevölkerung; Kaufleute, Advokaten, Handwerker, und was noch eine Art von Selbstständigkeit sich bewahrt hatte. Wenn die Militärmusik eine Pause machte, begann der italienische Gesang eines Mädchens unter Begleitung von Violine und Guitarre.

Wer von den Venetianern die Stadt hat verlassen können, der Adel, die Landbesitzer, hat es längst gethan. Die alten Paläste in der Stadt stehen verlassen; viele von ihnen sind verkauft und bereits im Besitz von reichen wiener Banquiers und vom österreichischen Adel. Die alten und unabhängigen Familien Venedigs wohnen jetzt Sommer und Winter auf ihren Landsitzen der Terra ferma und haben freiwillig den von ihnen so leidenschaftlich geliebten Wintervergnügungen der Stadt, des Theaters, des Carnevals entsagt. Was von den Venetianern in der Stadt

hat bleiben müssen, hält sich wenigstens streng getrennt von den Oesterreichern, und diese Trennung geht bis auf die untersten Stände. Kein Café, in dem das Militär verkehrt, wird von einem Venetianer betreten.

Um diesen peinlichen Gegensätzen zu entgehen, wandte ich mich nach der Piazetta. Dieser an den Marcusplatz anstoßende, vom Dogenpalast und der Münze umgebene kleinere Platz war ziemlich leer.

Am Wasser saß ein Haufe Gondelführer beisammen und sang eine Barcarole; einzelne Paare wandelten im Stillen auf und ab. Im Hofe des Dogenpalastes fand ich Niemand, als die Wasserverkäufer um den Brunnen herumstehend, welcher ein vortreffliches Trinkwasser liefert, obgleich er mitten im Meere liegt.

Ist dies das Venedig, frug ich mich, das ein Jahrtausend hindurch das mittelländische Meer und seine Inseln beherrscht hat? Ist dies der Marcusplatz, wo sonst die Kaufleute aller Nationen Europa's und Asiens sich trafen, und wo das Gedränge der Masken vor dem frühen Morgen nicht aufhörte? Wo Schiller durch den geheimnißvollen Armenier dem deutschen Prinzen zurufen läßt: Um 9 Uhr ist er gestorben!

Ich ging in mein Zimmer, suchte nach einer Zerstreuung und fand auf einem Seitentische das bekannte Buch von Silvio Pellico: Le mie prigioni. Ich blätterte darin und kam auf die sonderbare Stelle, wo Pellico erzählt, wie er als politischer Gefangener in Venedig nach dem Dogenpalaste geführt wird. „Wir wurden," erzählt er, „über die Piazetta geführt, wo mir im vorigen Herbste ein Bettler die seltsamen Worte sagte: „Man sieht, gnädiger Herr, daß Sie ein Fremder sind, aber ich begreife nicht, wie Sie und alle Fremden diesen Platz so bewundern

können; für mich ist er ein Unglücksplatz und ich betrete ihn nur aus Noth.“

„Ist Euch ein Unglück hier begegnet?“

„Ja, ein schreckliches Unglück, und mir nicht allein, Gott behüte Sie, Gott behüte Sie!“

Damit ging er davon. — „Diese Worte des Bettlers,“ erzählt Pellico, „kamen mir wieder in den Sinn, und auf dieser Piazetta war es, wo ich in folgendem Jahre (1822) das Schaffot bestieg, von welchem herab mein Todesurtheil und dann die Verwandlung desselben in 15 Jahre Kerkerstrafe verlesen wurde.“

„Schweigend folgte ich,“ fährt Pellico fort, „damals (1821) dem Kerkermeister. Durch die Gänge und Säle des Dogenpalastes gelangten wir zu einer Treppe, die uns in die Bleikammern führte, den obersten Theil des Palastes, der ganz mit Blei gedeckt ist.“

Pellico giebt nun eine Beschreibung des Platzes, der Nachbargebäude, des Hofes mit dem Brunnen, wo ich eben gewesen war, und ich staunte, wie noch heute nach 43 Jahren die Gegenwart genau damit übereinstimmte. So stille steht die Geschichte von Venedig!

Als ich das Fenster öffnete, war die Musik verstummt und die Gesellschaft verschwunden; der Platz war leer, nur hier und da überschritt ihn ein Verspäteter. Aus dem Palast vor mir und aus dem Palast zur Rechten kam kein Schimmer eines Lichtes; sie waren völlig dunkel. Die alten Procuratien, in denen mein Zimmer lag, hatten zwar einzelne Fenster erleuchtet, es waren aber nur die von Fremden besetzten Zimmer. Denn dieser ganze schöne Palast ist jetzt in Gasthäuser, Restaurants und Café's umgewandelt. Venedig dient nur noch den Fremden; seine eigene

Herrlichkeit und Größe ist verschwunden; es ist heute nur noch eine Garnisonstadt für die österreichische Armee.

Am andern Morgen nahm ich eine Gondel und besah die Merkwürdigkeiten Venedigs. Auf der Insel Murano ist die Fabrik der berühmten venetianischen Perlen. Aus einem Kessel wird ein Stück dickflüssige Glasmasse mit einer Zange herausgeholt und ein Loch hindurch gestoßen; dann fassen es zwei Arbeiter mit Zangen an den entgegengesetzten Enden an und laufen im schnellen Trabe auseinander. Die Glasmasse ist so zäh, daß sie sich ihnen nachzieht und zuletzt so dünn wie Bindfaden wird, ohne dabei die innere Höhlung zu verlieren. Diese über hundert Ellen langen Fäden werden, wenn sie erkaltet sind, in kleine Stücke geschnitten, polirt und die Perlen sind fertig.

Kirchen sah ich eine große Anzahl; aber ich muß offen bekennen, daß mir von ihnen und ihren Schätzen nichts in der Erinnerung geblieben ist, als das Grabmal des letzten Dogen Manini. Es war ein Denkmal mit Statuen und Wappen in Marmor, wie viele Andere, nur hervorragend durch seine Pracht in Gold und edlen Steinen. Es schien mir, als hätte man davon nicht genug anbringen können, um nur die Schande zu verdecken, die auf diesem Manne ruht, der 1797 dem General Napoleon weinend die Schlüssel der Stadt übersandte, als dieser eben gegen seine Generale Venedig für uneinnehmbar erklärt hatte.

Von allen Kirchen Italiens sind mir nur drei lebhaft im Gedächtniß geblieben, St. Peter in Rom, der Dom in Mailand und die Markuskirche in Venedig.

Die Menschheit hat bis jetzt nur drei Grundformen für die Tempel der Gottheit gefunden und die größten Meisterwerke der Baukunst sind nur in diesen drei Formen aufgeführt. Sie sind das längliche Viereck der griechischen

Tempel, die Kreuzesform der abendländischen Kirchen und die verschlungene Kreisform des Orients.

Die letzte ist am vollendetsten in den Moscheen Konstantinopels verwirklicht. Bei ihnen erhebt sich ein großer Rundbau mit einer mächtigen Kuppel in der Mitte; von allen vier Seiten sind gleiche, nur kleinere Rundbaue mit Kuppeln ihm angebaut und gleichsam bis zur Hälfte in den Mittelbau hinein geschoben, diese eingeschobene Stücke aber beseitigt. Dadurch sind die Mauern des Mittelbaues nach allen vier Seiten in hohen Bogen durchbrochen und der innere Raum mit den Halbkreisen der vier Seitenkuppeln zu einem Ganzen verbunden. Diese Art des Anbaues wiederholt sich an den vier Seintenkuppeln noch einmal, jede ist nochmals an drei Seiten von einem niederen Anbau durchbrochen, und so vollendet sich die ganze Kirche zu einem großen Rundbau, der in immer kleineren Halbkreisen sich nach allen Richtungen ausbreitet. Diese Form ist durchaus originell und verbindet die Einfachheit und Uebersichtlichkeit der griechischen Tempel mit dem Erhabenen und scheinbar Unendlichen der germanischen Kirchen.

Die Marcuskirche in Venedig ist die einzige in Italien, die in diesem orientalischen Style gebaut ist; indessen ist sie zu klein, um die volle Majestät nnd die lichte Klarheit dieser Form zur Anschauung zubringen. Statt dessen ist sie mit einer Masse von Kostbarkeiten in Gold, antiken Bildwerken und Säulen überladen, welche den Eindruck jener Grundform noch mehr abschwächen.

Ich hatte während meines Aufenthaltes in Venedig wiederholt auf der Post nach Briefen aus Rom gefragt, aber vergeblich. Ich mußte endlich unter Zurücklassung meiner Adresse abreisen.

Während der Tag und Nacht fortgehenden Rückreise

waren meine Gedanken vielfach bei meinen neuen Freunden in Tivoli. Der Vater des Siegismund schien mir so entschieden gegen die Pläne seines Sohnes gestimmt, daß über den glücklichen Ausgang wieder Zweifel in mir aufstiegen, und das Ausbleiben des Briefes schien mir diese Zweifel noch mehr zu rechtfertigen.

Indeß erhielt ich, in meiner Heimath angekommen, schon am zweiten Tage einen Brief des Herrn v. P. von Venedig nachgeschickt, der mir mit wenig Worten seine glückliche Ankunft in Rom meldete. Sein Sohn war ihm bis Civita Vecchia entgegengekommen, und die Freude des Wiedersehens schien die Unzufriedenheit des Vaters etwas gemildert zu haben.

Erst mehrere Wochen später erhielt ich einen ausführlichen Brief von seinem Sohne, der eine so freudige Lösung enthielt, daß meine Leser mir wohl gestatten, mit dessen Mittheilung meine Erinnerungen aus Italien zu schließen. Der Brief lautete:

„Zunächst dankt Ihnen Catina für Ihre Verwendung bei ihrem Vater. Bald nach Ihrer Abreise kam ein Brief von ihm, der Catina beruhigte und ihr erlaubte, noch länger in Tivoli bei der Tante zu bleiben. Catina's froher Sinn war damit völlig wieder hergestellt. Ich selbst folgte Ihren Anweisungen, so lange ich es vermochte.

Eines Morgens saß ich mit ihr unter dem Feigenbaume im Garten; ich hustete einigemale und sie nahm meine Hand, um mir nach dem Puls zu fühlen.

Ihr Puls geht heftig, sagte sie besorgt.

Erst der Druck ihrer Finger, Catina, hat ihn heftig schlagen gemacht.

Sie sah mich lange an und ich glaubte in ihren dunklen Augen eine zärtliche Empfindung zu entdecken. Da

konnte ich mich nicht mehr halten und ich gestand ihr meine Liebe."

„Sie hörte mir ruhig zu und als ich schwieg, sagte sie: Ich muß Ihnen wohl schon lange gut sein, ohne es selbst zu wissen. Erst vor Kurzem, als die Tante mir sagte, wir paßten gut zusammen und würden ein schönes Paar abgeben, habe ich darüber nachgedacht und mich mit der Ausmalung einer solchen Zukunft gern beschäftigt. Wenn dies Liebe ist und Sie damit zufrieden sind, und wenn Sie es ehrlich meinen, so wenden Sie sich an meinen Vater. Was der sagt, werde ich thun."

„Sie können denken, wie glücklich ich war. Bald darauf erhielt ich Ihren Brief, der mir die Ankunft meiner Eltern ankündigte. Ich eilte ihnen nach Civita Vecchia entgegen. Meine Eltern blieben in Rom und ich mußte natürlich bei ihnen bleiben und sie bei der Besichtigung der Merkwürdigkeiten begleiten."

„Einer der ersten Gänge meines Vaters war zu dem angesehenen deutschen Arzte B. in Rom, um ihn über mein Brustleiden zu consultiren. Der Arzt konnte indeß bei der ersten Unterrsuchung kein bestimmtes Urtheil abgeben und behielt sich dies nach einer längeren Beobachtung vor."

„Meine Eltern wollten nichts von Tivoli wissen; indeß überhäufte ich sie so mit Besichtigungen von Kunstwerken, Ruinen und anderen Raritäten, daß sie zuletzt ganz erschöpft nach Ruhe verlangten und die Sehnsucht nach dem gewohnten Landleben bei ihnen hervorkam. Diese Stimmung benutzte ich und sie willigten endlich ein, auf einige Tage nach Tivoli zu gehen und ein Chambre garnie bei der Tante zu beziehen."

„Meine Eltern lernten hier die italienische Landwirth-

schaft kennen, und nahmen den lebhaftesten Antheil daran. Meine Mutter mißbilligte es, daß in dem Kuhstall keine Tafel hing, wo die Maße der gemolkenen Milch angeschrieben würden, und mein Vater jammerte über das hohe Mähen des Getreides, wobei über die Hälfte Strohes auf dem Felde stehen bliebe. Er konnte nicht begreifen, wie bei so schlechten und wenigen Pflugarten und bei der geringen Düngung der Boden dennoch zwei bis drei Erndten bringen konnte. Catina, welche sie sich als eine träge und leidenschaftliche Neapolitanerin gedacht hatten, machte durch ihren Fleiß und ihre Sorge für den Haushalt den besten Eindruck auf meine Eltern."

„In dieser Zeit kam die Antwort von Catina's Vater auf meinen Brief. Sie war kurz und bündig. Er willigte in unsere Heirath unter drei Bedingungen: 1) daß die Tante Catina zu ihrer Erbin einsetze, 2) daß ich mit Catina in Italien bliebe, und 3) daß die Hochzeit spätestens drei Wochen nach der Verlobnng vor sich gehe."

„Diese letzte Bedingung, welcher wohl seine trübe Erfahrung mit dem Engländer zu Grunde liegen mochte, machte uns kein Bedenken; desto mehr aber die beiden anderen. Der Himmel war uns indeß günstiger, als wir erwarten konnten."

„Die Tante, welche den Brief von Catina's Vater in deren unverschlossener Stube wohl gefunden haben mochte, hatte darüber mit ihrem Beichtvater gesprochen, der den Plan gebilligt haben mochte, weil er wußte, daß ich katholisch bin. Eines Morgens, als wir mit der Tante allein waren, zeigte sie uns einen Aufsatz, den sie von einem Advocaten sich hatte machen lassen. Es war der Entwurf zu einer Schenkung ihres beweglicheu und unbeweglichen Vermögens an Catina unter Vorbehalt des Nieß-

brauchs von ersterem und der Wohnung und des Lebensunterhalts von letzterem."

„Was meint ihr dazu? frug sie uns, als ich es der Catina vorgelesen hatte. Catina fiel ihr um den Hals und küßte ihr dankbar die Hände."

„Den nächsten Tag fuhren meine Eltern mit mir nach Rom, um die letzte Consultation mit dem Arzte zu halten und nahmen Catina auf deren Bitten mit."

„Der Arzt pochte, hämmerte und horchte an meiner Brust hinten und vorne und erklärte endlich, daß eine ernstliche Gefahr für mich nicht vorhanden sei, wenn ich mich noch einige Jahre in einem milderen Clima aufhalten könne. Vielleicht würde ich später nach Deutschland zurückkehren können; dagegen würde eine Rückkehr jetzt in das nördliche Clima mir höchst gefährlich werden."

„Mein Vater hörte diesen Ausspruch mit bedenklicher Miene an. Als wir in den Gasthof zurückkamen, fiel ich ihm um den Hals und bat um seine Einwilligung zur Verlobung mit Catina. „Wovon wollt ihr leben?" sagte mein Vater; „ich kann dir nicht so viel geben, daß du eine Familie hier damit erhalten kannst." — Dessen bedarf es nicht, erwiderte ich und zeigte ihm den Aufsatz der Tante."

„Damit war der Widerstand meines Vaters gebrochen. Er wehrte sich zwar noch einige Tage, aber die Mutter, welche schon längere Zeit auf unserer Seite war, half uns, und gestern gab uns der Vater seine Einwilligung. Die Verlobungskarten haben wir sofort drucken lassen und die gewünschten zwei Stück folgen anbei."

„Da meine Eltern bald zurückreisen müssen, so waren sie mit der kurzen Anberaumung des Hochzeittages ganz einverstanden. Der Pfarrer verlangte auch keine Formali-

täten, und so ergeht denn an Sie, werther Freund, von uns Allen die Bitte, daß Sie noch einmal sich auf den Weg machen und Sonntag über drei Wochen als Gast zu unserer Hochzeit sich einfinden."

„Meine Eltern meinen, Ihnen gebühre der Ehrenplatz und Ihre Gesundheit müsse gleich nach der des Ehepaares getrunken werden. Catina überläßt dies uns, aber sie rechnet sicher darauf, daß Sie kommen, denn sie meint, daß Ihnen nichts unmöglich sei." —

Leider war mir diese Reise wirklich unmöglich. Es blieb mir nur übrig, am anderen Morgen die eine Verlobungskarte an den Baron Edward D. . . in H. . . castle nach England zu senden, und dann an Catina zu schreiben, daß ich nicht kommen könne. Ich versprach dafür, sie im nächsten Sommer zu besuchen, und hoffte dann bei ihr ein zweites Familienfest zu feiern, bei dem wir gewiß ebenso vergnügt sein würden, wie bei der Hochzeit.

Wenn meine Leser dieser kleinen Episode meiner italienischen Reise mit einigem Interesse gefolgt sind, so hoffe ich, sie werden, wenn sie nach Rom kommen, nicht verabsäumen, in Tivoli das glückliche Paar aufzusuchen, welches die Hauptrolle darin gespielt hat. Ich kann ihnen freilich weder meinen Namen, noch den des jungen Ehepaares sagen; aber wenn sie in Tivoli nach der schönen Schifferstochter aus Capri fragen werden, so wird sie jeder Knabe zurechtweisen und wenn sie dann der jungen Frau einen Gruß von dem alten Herrn bringen, den sie im Juni d. J. durch die Aniotunnel geführt habe, so werden sie, hoffe ich eine freundliche Aufnahme bei ihr finden.

Druck von J. Dräger's Buchdruckerei (C. Feicht) in Berlin.